

Nach der bewährten Schriffführung der letzten Jahren hat nun wieder ein Neuer den SKOLAST übernommen. Meine Vorgänger haben es verstanden, trotz großer Widerstände, zum Teil auch aus den eigenen Reihen, den SKOLAST zu einer Studentenzeitschrift von beachtlichem Niveau zu machen. Mein Ziel kann es nur sein, dieses Niveau zu halten und unsere Zeitschrift auf der bewährten Linie weiterzuführen. Das bedeutet, daß weiterhin allen Beiträgen und allen Ideen Raum gewährt wird, unter der Voraussetzung, daß sie veröffentlichbar sind. Die Maßstäbe, die dabei angewandt werden, werden sicher wieder zu Meinungsverschiedenheiten führen, aber ich bin gerne bereit, auch in größerem Rahmen darüber zu diskutieren. Das wichtigste wird aber immer wieder sein, daß überhaupt Beiträge zugesandt werden.

Ich werde mich bemühen, die Themenkreise, die für den SKOLAST besonders interessant erscheinen, Politik, Kultur, Hochschulpolitik, Wirtschaft gleichermaßen zu berücksichtigen. Daneben wird der SKOLAST als Mitteilungsblatt der SH immer seine Bedeutung behalten. Ich hoffe, alle Bezieher unserer Zeitschrift zufriedenstellen zu können und bitte also Kritiker, sich direkt an mich zu wenden.

Der Pressereferent
Hartmuth Staffler

Anschriften der Mitarbeiter

Elmar Teutsch, Kapuzinergasse 8, 39100 Bozen
Hartmuth Staffler, Mittererstraße 1, 39042 Brixen
Bernhard Schrefler
Emil Stocker, Schwimmschulstraße 16, 39012 Meran
Dr. Dr. W. Zimmermann, Terrassenstraße 16, 1 Berlin 38
Matthias Abram, Fagenstraße 19, 39100 Bozen
Günter Posch, Höttingergasse 26, A-6020 Innsbruck
Dipl. In. Rolf Lierau, Gladbachstraße 65, CH-8044 Zürich
Hans Notdurfter, Millanderweg 12, 39042 Brixen
Luis Benedikter, Guntschnastraße 18, 39100 Bozen
Sibylle Mumelter, Waltherplatz 3, 39100 Bozen
I.B. Perfahl, Hagenstraße, Linz
Jakob Ploner
Hansotto Ausserhofer, Rittnerstraße 14, 39100 Bozen
Hellmuth Ladurner, Romstraße 160, 39012 Meran
Hansjörg Dell'Antonio, Oswaldleiten 14, 39109 Bozen
Gorhard Mumelter, Waltherplatz 3, 39100 Bozen
Peter Steiner, Eggemair 53, Mühlwald bei Sand i/T.

Politik:	
Gespräch mit Aussenminister Dr. Waidheim	3
Hochschule:	
B. Schrefler, Gesetzesentwurf für die Reform des Hochschulwesens	5
S. de Madariaga, die Universität	6
Kirche:	
Dr. Zimmermann, die Lutherische Kirche und Ökumene	8
M. Abram, Theologie heute?	12
G. Posch, Die Hausordnung der Christkönig-Gemeinschaft	14
R. Lieran, Weltrammfahrt - ja oder nein	15
Kultur:	
H. Notdurfter, Kultur „Zentren“. Repräsentation oder Begegnungszentren?	17
L. Benedikter, Theater als Institution	18
S. Mumelter	19
J.B. Perfahl Gedichte	19
Ladinische Seite:	
J. Ploner, Gedichte	20
Buchbesprechung J. Roth „Der stumme Prophet“	21
SH Nachrichten:	
Hellmuth Ladurner, Voreine gründen einen Verein	22
H.J. Dell'Antonio, Zur Lösung des Supplementenproblems	22
G. Mumelter, Konkrete Dichtung und visuelle Poesie	22
Peter Steiner, Hochschulor unterwegs	24
Mal - uns Fotowettbewerb	25
Promotionen	26
Milliardfest	26
Adressen der Ausschussmitglieder	27

Gespräch mit dem Außenminister von Österreich
Dr. Kurt WALDHEIM

Am 17. 3. 69 sprach Hellmuth Ladurner, Reinhard Vigl u. Hartmuth Staffler mit Dr. Waldheim



SKOLAST: Herr Minister! Ihren Äußerungen in den letzten Monaten sowie den Pressemeldungen konnten wir entnehmen, daß die Südtirolverhandlungen in eine entscheidende Phase getreten sind. Rechnen Sie, Herr Minister, mit einem baldigen Abschluß der Kontroverse?

WALDHEIM: Die Südtirolverhandlungen befinden sich zweifellos in einer entscheidenden Phase. Über den Operationskalender konnte in den Expertenverhandlungen weitgehende Einigung erzielt werden. Hingegen bestehen noch gewisse Interpretationsschwierigkeiten hinsichtlich des Pakets, nach deren Bereinigung die Experten neuerlich zwecks endgültiger Festlegung des Operationskalenders zusammentreten werden.

SKOLAST: Welche Mehrheit erwarten Sie bei der diesbezüglichen Abstimmung im österreichischen Parlament?

WALDHEIM: Wir bemühen uns, eine möglichst breite Zustimmung zu finden. Ob dies gelingt, wird vom Ergebnis unserer Verhandlungen abhängen.

SKOLAST: Inwieweit wird die Politik der Bundesregierung von der Tiroler Landesregierung mitgetragen und was hielten Sie von Erwägungen, über die bevorstehende Südtirol-Lösung vor der Abstimmung im Nationalrat durch

den Tiroler Landtag ein Votum abgeben zu lassen?

WALDHEIM: Die Bundesregierung geht bei den Südtirolverhandlungen in vollem Einvernehmen mit der Tiroler Landesregierung vor.

SKOLAST: FPÖ Abg. Dr. SCRINZI sagte in seinem Interview vom 5.11.1968 im Salzburger Volksblatt: „Im Zuge der fragwürdigen Kooperation ÖVP-DC war man von österreichischer Seite bereit, die Schwierigkeiten des italienischen Kabinetts nicht zu erhöhen.“ War dies der Fall? Will Österreich vielleicht weiterhin der DC, der „Schwesterpartei“ der ÖVP, durch Nachgeben einen Gefallen tun?

WALDHEIM: Das war nicht der Fall. Österreich läßt sich in seiner Südtirolpolitik ausschließlich von den Interessen der Südtiroler Volksgruppe leiten. Von einer Gefälligkeitspolitik dem Verhandlungspartner gegenüber kann keine Rede sein.

SKOLAST: Können Sie uns darlegen, inwieweit sich Faktoren wie die kommenden österreichischen Nationalratswahlen oder das EWG-Veto Italiens, die mit der Südtirolfrage an sich nichts zu tun haben, sich auf die Verhandlungen auswirken?

WALDHEIM: Wir sind bestrebt, die Südtirolpolitik aus der innenpolitischen Polemik herauszuhalten und lassen uns in unseren Verhandlungen mit Italien durch keinerlei Seitenaspekte wie z. B. die Frage des EWG-Vetos beeinflussen.

SKOLAST: In der letzten Zeit wurde sehr viel über den sogenannten Operationskalender gesprochen. Würden Sie uns bitte Inhalt, Termine und Bedeutung des Kalenders erklären?

WALDHEIM: Zum Verständnis des Operationskalenders muß man sich die Rechtsstandpunkte Österreichs und Italiens vergegenwärtigen: Wir sind der Auffassung, daß Italien mit der Verwirklichung des Pakets „Akte der Durchführung des Pariser Abkommens“ setzt. Italien dagegen erklärt, das Pariser Abkommen sei bereits erfüllt und das Paket stelle daher eine freiwillige Leistung dar. Demgemäß ist Italien nicht bereit, sich durch einen neuen völkerrechtlichen Vertrag zur Durchführung des Pakets zu verpflichten oder den Paketinhalt unter den Titel des Pariser Abkommens zu stellen. Diese Rechtsstandpunkte erwiesen sich bekanntlich als unvereinbar. Da es aber notwendig war, trotz dieser Unvereinbarkeit der Rechtsstandpunkte nach einer brauchbaren Lösung zu suchen, einigte man sich darauf, unter gegenseitiger Wahrung der Rechtsstandpunkte zu verhandeln. Dies aber bedeutet nichts anderes, als daß wir seit eh und je nach einer **wirksamen politischen** Verankerung suchen, die uns die größtmögliche Gewähr für die ordnungsgemäße Durchführung des Pakets gibt. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist der Operationskalender. Er sieht vor, daß Italien das Paket
lies weiter S. 4

tatsächlich verwirklicht, worauf Österreich den bei den Vereinten Nationen anhängigen Streit als beendet erklären würde. Nach Durchführung des Pakets würde ein Vertrag in Kraft treten, der die Zuständigkeit des Internationalen Gerichtshofes auch auf das Pariser Abkommen ausdehnt.

SKOLAST: Handelt es sich bei der Erklärung vor dem österreichischen Nationalrat um eine Endfertigungserklärung, d.h. daß jeder Anspruch für Österreich erloschen ist, oder um eine Streitbeendigungserklärung, d.h. daß der bei der UNO anhängige Streitfall beendet ist?

WALDHEIM: In der österreichischen Schlussklärung, die nach Verwirklichung des Pakets vorgesehen ist, würde „in Anbetracht der Verwirklichung des Pakets“ der vor den Vereinten Nationen anhängige Streit für beendet erklärt werden.

SKOLAST: Die Geheimverhandlungen, die viele Möglichkeiten für Spekulationen offenlassen, rufen das Mißtrauen der Südtiroler Bevölkerung hervor. Warum wird die Südtiroler Bevölkerung nicht fortlaufend über den Stand der Verhandlungen informiert?

WALDHEIM: Es gibt keine geheimen Verhandlungen, und das bisherige Ergebnis der Verhandlungen wurde von den Nachrichtenmedien bekanntgemacht und wiederholt analysiert. Im Zuge der Verhandlungen wurde stets ein gutes Einvernehmen mit den gewählten Vertretern der Südtiroler Volksgruppe gepflegt.

SKOLAST: Können Sie uns bitte die Rolle des IGH bei der Verankerung darlegen?

WALDHEIM: Da die Verankerung des Pakets aus den bereits dargestellten Gründen politischen Charakter hat, stellt der IGH nicht das Instrument der Absicherung dar. Wenn einmal das Paket vollständig durchgeführt ist, dann können wir beim IGH — falls sich dies als notwendig oder zweckmäßig erweisen sollte — den Prozeß über die erwähnten Rechtsstandpunkte führen.

SKOLAST: Inwieweit war die sogenannte Kreisky-Saragat Lösung nach Inhalt und in bezug auf Verankerung besser?

WALDHEIM: Ich habe zu dieser Frage am 6. März 1969 vor dem österreichischen Nationalrat ausführlich Stellung genommen und darf auf diese Erklärung verweisen. 1)

SKOLAST: Es wurde der Vorschlag gemacht, mit dem Abschluß der Kontroverse bis zur Errichtung der 15 Regionen mit Normalstatut zu warten. Können Sie uns Ihre Stellungnahme zu diesem Vorschlag sagen?

WALDHEIM: Ich glaube nicht, daß die Zeit für uns arbeitet. Man sollte daher nach meiner Auffassung eine günstige Chance, für Südtirol eine weit bessere Autonomie als bisher zu erwirken, nicht gegen unsichere Hoffnungen aufs Spiel setzen.

SKOLAST: Es heißt in Südtirol, daß durch die lange Verhandlungszeit bereits einige Zugeständnisse überholt seien. Bis zur vollständigen Durchführung des Paketes kann dieses Problem noch akuter werden. Läßt sich diese Gefahr verhindern?

WALDHEIM: Es mag sein, daß seit der Ausarbeitung des Pakets die eine oder andere seiner Bestimmungen an praktischer Bedeutung gewonnen oder verloren hat. Im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben gibt es eben keinen Stillstand. Welches Gewicht beispielsweise den neu geschaffenen Provinzkompetenzen für Industrieförderung, Handel, Fremden-

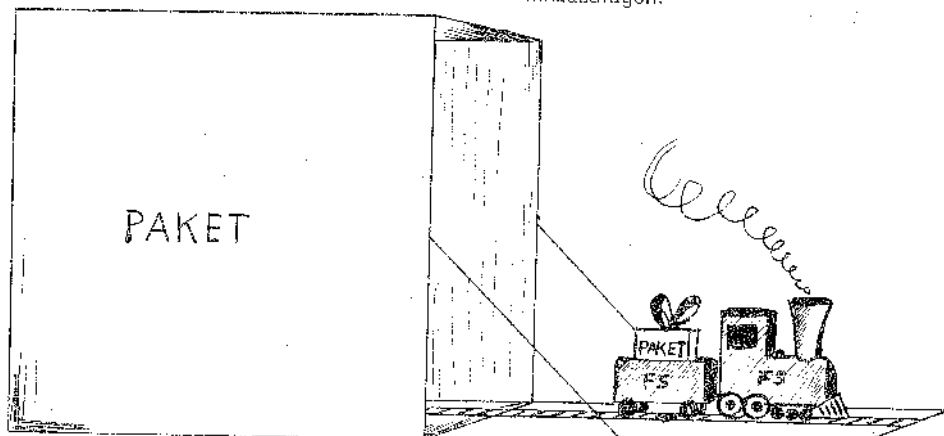
verkehr oder Landwirtschaft in der Praxis zukünftig, wird naturgemäß von der künftigen Entwicklung der einzelnen Wirtschaftszweige abhängen. Wesentlich ist, daß Südtirol durch den im Paket klar formulierten Katalog neuer Zuständigkeitsbereiche eine beträchtlich verbesserte Autonomie erhält, auf deren Grundlage auch die mit politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen verbundenen Probleme bewältigt werden können.

SKOLAST: Berücksichtigt das Paket die sich ändernden Lebensbedingungen unserer Gesellschaft?

WALDHEIM: Diese Frage ist vor allem danach zu beurteilen, ob der Kompetenzkatalog des Pakets auch diejenigen Gebiete umfaßt, denen im Rahmen der zu erwartenden Änderungen der Lebensverhältnisse verstärktes Gewicht zukommt. Hier wäre etwa an die Sektoren der Wirtschaft und des Bildungswesens zu denken. Und gerade auch auf diesen Gebieten enthält das Paket Bestimmungen von weitreichender Bedeutung.

Ganz allgemein berücksichtigt das Paket künftige Veränderungen: Ein Kontaktkomitee beim italienischen Ministerrat wird für alle Fragen, die die Provinz Bozen betreffen, zuständig sein.

SKOLAST: Verbleibt Österreich die Möglichkeit, neue Probleme wieder zu behandeln oder könnte dies künftig nur zwischen Bozen und Rom geschehen?



1)

P. Kalle

WALDHEIM: Da durch die vorgesehene Regelung nicht etwa der Pariser Vertrag außer Kraft gesetzt wird, hat Österreich selbstverständlich auch in Zukunft die Möglichkeit, die Interessen der Südtiroler Volksgruppe entsprechend zu vertreten.

SKOLAST: Dr. JENNY behauptet in seinem Nachrichtenblatt vom 23.1.1969 Sie hätten verhindern wollen, das Südtirolproblem seinerzeit vor die Uno zu bringen. Welche Gründe hatten Sie dafür, wenn diese Behauptungen zutreffen?

WALDHEIM: Diese Behauptung ist frei erfunden und entbehrt jeder Grundlage. Nach ihrer Veröffentlichung im Alto Adige hat der bekannte Völkerrechtler Univ. Prof. Dr. Karl ZEMANEK, der an den damaligen Besprechungen in New York persönlich beteiligt war, der Redaktion des Alto Adige nachstehenden, am 8. Februar d.J. veröffentlichten Leserbrief zugesandt:

„Sehr geehrte Herren, ich ersuche Sie um den baldigen Abdruck nachstehenden Leserbriefes:
Ihren Artikel vom 24. Jänner dieses Jahres „Ein Blick hinter die UNO-Kulissen — Waldheim wollte nicht“, den Sie dem Pressebüro der Sozialen Fortschrittspar-

tei Südtirol vom 23. Jänner 1969 entnommen, kann ich als Mitglied der österreichischen Delegation zur 15. Generalversammlung der Vereinten Nationen (1960) nicht unwidersprochen lassen:

Die Behauptung, der damalige Gesandte Dr. WALDHEIM — er war übrigens zu dieser Zeit keineswegs österreichischer Beobachter bei den Vereinten Nationen — sei anlässlich der Südtirol-Debatte im Oktober 1960 dafür eingetreten, das Problem von der Tagesordnung der Generalversammlung der Vereinten Nationen abzusetzen, entspricht nicht den Tatsachen. Im Gegenteil: Jeder der die damalige Situation aus eigener Anschauung kennt, wird bestätigen, daß gerade Dr. WALDHEIM, dank seiner jahrelangen Erfahrungen und ausgezeichneten persönlichen Beziehungen bei den Vereinten Nationen, einen entscheidenden Beitrag zum Zustandekommen der schließlich einstimmig angenommenen UN-Resolution geleistet hat.

Richtig ist allerdings, daß Dr. WALDHEIM sich beharrlich für einen Resolutionstext einsetzte, der — in zutreffender Einschätzung der gegebenen Möglichkeiten — Aussicht hatte, von der Generalversammlung der Vereinten Nationen auch angenommen zu werden. Der spätere Verlauf der Debatte über die vorgelegten Resolutionstexte hat seine Auffassung gerechtfertigt.

Universitätsprofessor Dr. Karl ZEMANEK, Wien.“

Ich brauche diesen Erklärungen, die den Sachverhalt richtig wiedergeben, nichts hinzuzufügen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang darauf verweisen, daß ja auch der Lösungsversuch des Jahres 1964 keine Ideallösung gewesen wäre. Denn was wäre denn damals vorgesehen gewesen? Da wäre vorgesehen gewesen, daß an die Spitze die Streitbeendigungserklärung der Bundesregierung gesetzt worden wäre, unter der Voraussetzung, daß das Paket erfüllt wird. Während einer limitierten Zeit von fünf Jahren hätte ein internationales Schiedsgericht, und zwar nur in Form eines Feststellungsurteils, entscheiden sollen, ob erfüllt wurde oder nicht. Ich möchte aber hier erwähnen: Niemand hat eine Gewähr geben können, daß das Schiedsgericht tatsächlich zugunsten Österreichs entschieden hätte. Es hätte möglicherweise auch anders entscheiden können. Aber es stellt sich auch die zweite Frage: Was wäre nach dem Ablauf der fünf Jahre geschehen? Es hätte zur Verwirklichung des Pakets jedenfalls die Frist eingehalten werden müssen, die ich gerade erwähnt habe, nämlich zirka drei bis vier Jahre, so daß das Schiedsgericht als solches vielleicht eineinhalb oder höchstens zwei Jahre zur Verfügung gehabt hätte. Sicherlich, es war damals das Bestmögliche, genauso, wie wir heute der Meinung sind, daß wir mit diesem Vorschlag das Bestmögliche zu erreichen versuchen.

Gesetzesentwurf des Unterrichtsminister SULLO für die Reform des Hochschulwesens

von Bernhard SCHREFLER

Der Gesetzesentwurf des neuen Unterrichtsministers, bald nach Regierungsantritt ausgearbeitet, stellt in 24 Artikeln die Struktur und Verwaltung der Neuen Universität vor.

Der erste Artikel enthält die übliche Funktionsbestimmung der Universität: die Erarbeitung und kritische Weitergabe der kulturellen Werte. Diese Funktion konkretisiert sich in Forschung und Didaktik, wobei die berufliche Ausbildung eng an den Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung gebunden sein soll, nicht um das enzyklopädische Wissen, sondern die kritische Haltung und damit die Persönlichkeitsbildung des einzelnen zu fördern.

Die Organisation und die Entwicklung der Universität gründen sich auf den Prinzipien der Autonomie und der Teilnahme aller Universitätskomponenten an der Verwaltung und Leitung der Universität selbst.

Weiters wird das Problem der Gründung neuer Universitäten gestreift, und zwar ist ein Entwicklungsplan für Universitäten angekündigt, der dem Parlament unterbreitet werden soll.

Wichtig ist, daß keine neue Universität aus weniger als drei Fakultäten bestehen darf, womit das wahllose Entstehen einzelner Fakultäten aus lokalparteilichen Gründen verhindert (und ein Minimum an Universitätsmilieu — freier Austausch und gegenseitige Bereicherung verschiedener Wissenschaftsgebiete — gesichert) werden soll. Vorrang haben neue Universitäten in Regionen, die noch keine aufweisen (Bozen?) und in jenen Orten, wo die Studentenzahl das Fassungsvermögen der bestehenden Hochschulen übersteigt. Innerhalb des fünfjährigen Wirtschaftsprogrammes sind zwei solche Entwicklungspläne vorgesehen.

Wichtig ist der 3. Artikel, der die Struktur der Hochschulen festsetzt. Im Gegensatz zu den früheren Reformvorschlägen (Min. GUB) wird hier endgültig bestimmt, daß die Universität aus „Departments“ und Fakultäten bestehen soll. Die Departments, nach angelsächsischem Muster, vereinen affine Wissenschaftsgebiete, die einem gleichen Forschungsbereich angehören. In diesem neuen Rahmen wird Forschung und Didaktik ausgeführt. Das Gesetz sieht vor, daß innerhalb 2 Jahren die einzelnen Fachrichtungen in Departments vereinigt werden. Institute mit einem einzigen Lehrstuhl wird es also in Zukunft nicht mehr geben. Die Aufgabe der Fakultäten dagegen ist es, die Studienpläne zu definieren, mit besonderer Hinsicht auf die berufliche Finalität des Diploms.

Der 4. Artikel bestimmt als Studientitel, die auf den Universitäten erworben werden können;

das Diplom (diploma di laurea) und das Forschungsdoktorat (dottorato di ricerca), wobei für den ersten Titel die Fakultät zuständig ist, für den zweiten Titel das Department. Abgeschafft wird die Institution der freien Dozent.

Interessant ist, daß die Möglichkeit des „3. Diploms“ fallen gelassen wurde. Dieses Diplom, einem zweijährigen Studium entsprechend, sieht eine spezialisierte Fachausbildung ohne tieferes Eingehen in deren wissenschaftliche Grundlagen vor. Es wurde in den früheren Reformvorschlägen von den Studenten angegriffen als ein „Nachgeben der Industrie gegenüber, die möglichst fachlich spezialisierte aber unkritische Mitarbeiter braucht“. Aus den obgenannten Gründen wäre dieser Titel übrigens in Widerspruch mit dem im ersten Artikel genannten Aufgaben der Hochschule.

Die Artikel 6 bis 9 behandeln die Regierungsorgane der Universität:

Departmentsrat

Dieser Rat besteht aus allen Professoren der offiziellen Fächer, aus allen Assistenten und einer Anzahl von Studenten, die der Hälfte der obgenannten Professoren entspricht.

Diese Mitglieder wählen einen Ordinarius als Direktor und einen Ausschuß, der das gleiche Verhältnis der Komponenten des Rates haben soll. Der Ausschuß, alle 3 Jahre gewählt, schlägt jährlich das Forschungsprogramm vor, worüber dann vom Rat diskutiert und abgestimmt wird. Es wird jedoch die Freiheit des einzelnen Forschers garantiert; wie wird nicht weiters ausgeführt.

Fakultätsrat

Er ist aus allen Professoren der offiziellen Fächer und aus Assistenten- und Studentenvertretungen zusammengesetzt, wobei jede dieser Vertretungen die Hälfte der obgenannten Professoren ausmacht.

Zu den Aufgaben dieses Rates gehören: die Einführung neuer Unterrichts- und Forschungsformen und deren Koordinierung; die Aufstellung der Studienpläne, wobei aber die Herabsetzung der vom Gesetz vorgesehenen Studiendauern ausgeschlossen

ist; die Einführung neuer Studienrichtungen, nach Annahme des CNU (consiglio nazionale universitario).

Falls eine Fakultät aus mehreren Studienrichtungen besteht, wird für jede Studienrichtung ein eigener Rat (consiglio di corso di laurea) gewählt, mit der gleichen Zusammensetzung wie der obgenannte Fakultätsrat.

Universitätsrat

als Förderungs- und Koordinierungsorgan an jeder Hochschule. Zu diesem Rat gehören alle ordentlichen und außerordentlichen Professoren der offiziellen Fächer, eine Assistentenvertretung, deren Anzahl 25% der Professoren ausmacht, aus einer Studentenabordnung gleich einem Drittel aller Professoren und Assistenten, einer Vertretung des übrigen Personals (10% der Professoren) und aus Vertretern der Region, der Provinz, der Wirtschaftskammer und der Gemeinde des Hochschulortes (jeweils höchstens 3). Dieser Universitätsrat wählt einen Ausschuß und den Rektor. Neu ist, daß der Rektor unter mehreren Ordinarien auf Grund der von ihnen vorgelegten Programme gewählt wird.

Der Ausschuß übernimmt die bisherigen Aufgaben des Verwaltungsrates. Die Gegenwart der Studenten garantiert die Öffentlichkeit der Finanzgebarung. Die Anzahl der Ausschußmitglieder, die das Kräfteverhältnis im Universitätsrat widerspiegeln soll, wird für jede Universität vom Unterrichtsminister festgesetzt (10 bis 20 Mitglieder). Die Amtsdauer ist 5 Jahre, wobei jedoch die Vertreter der Studenten jährlich erneuert werden.

Nationaler Universitätsrat CNU

Koordinierung der Hochschulen auf nationaler Ebene.

Der Artikel 11 behandelt die Art der Mitbestimmung aller Universitätskomponenten: Jede Komponente kann selber am eigenen Hochschulort die Regeln festsetzen, wie ihre Vertreter in die einzelnen Räte gewählt werden sollen.

Was die Studenten angeht, werden hier paternalistische Töne angeschlagen, indem den Studenten gewährt wird, ihre eigene Gegenwart in diesen Gremien

zu bestimmen „... la quale potrà essere istituzionalizzata, o con solo potere di proposta o con voto consultivo o con voto deliberante ovvero non essere istituzionalizzata, con facoltà di esprimere, di volta in volta, a mezzo di delegati, il proprio punto di vista sulle singole questioni“.

Studenten, die in diese Gremien gewählt werden, dürfen nicht mehr als 2 Jahre mit ihrem Studium in Rückstand sein, womit „Berufspolitiker“ von Hochschulpolitik ausgeschlossen werden sollen.

Verweigert wird den Studenten das Stimmrecht bei der Dozentenwahl und Lehrauftragsverteilung.

Artikel 13 behandelt die Lehrfächer, die in gemeinsame Pflichtfächer auf nationaler Ebene für jede einzelne Studienrichtung aufgeteilt werden und in Fächer, deren Bestimmung den einzelnen Hochschulen überlassen wird. Die ersteren Fächer dürfen nicht ein Drittel der gesamten Prüfungsanzahl einer Studienrichtung überschreiten. Für die übrigen Fächer kann der Student einem der vorgeschlagenen Studienpläne folgen oder einen eigenen, der vom Fakultätsrat als äquivalent anerkannt worden ist. Bis jetzt konnte man nur zwischen einigen Komplementärfächern wählen. Der Fakultätsrat bestimmt außerdem die Liste der Prüfungen, die zu bestehen sind, um die Studienbörsen zu erhalten. Dieser Rat bestimmt auch die Unterrichtsdauer der einzelnen Fächer: Semester, einjährig oder mehrjährig.

Neu ist die im Art. 15 vorgesehene Unvereinbarkeit von Universitätslehrstuhl und Parlamentsmandat, Regierungsstelle und Präsidentschaft an den übrigen öffentlichen Körperschaften. Weiters wird das „full time“ wirksam, d. h. daß Professoren und Assistenten, sobald sie eine Planlehrstelle innehaben, keinen Beruf außerhalb der Universität ausüben dürfen. Wer bereits ein Planlehrstelle vor Inkrafttreten des Gesetzes innehat, muß sein Verhältnis mit der Hochschule klären. Die berufliche Tätigkeit, die als wichtiger Beitrag zum Unterricht und zur Forschung gilt, darf nur im Rahmen der Universität ausübt werden.

Neu für Italien ist, daß ausländische Professoren als Dozenten berufen werden können.

Art. 18 bestimmt, daß alle Organe der Universitätsregierung öffentlich sein sollen. Nur Belange, die Personen angehen, werden unter Ausschluß der Öffentlichkeit behandelt. Alle Akten dieser Organe sind öffentlich und damit endlich auch die Universitätsbilanzen, wie schon weiter oben gesagt. Bis jetzt

Das spanische Universitätswesen ist seit der Bekanntgabe des Vorhabens, drei neue Universitäten zu errichten, ein zeitgemäßer Gegenstand. Dieser Gegenstand bleibt dauernd im Gespräch, da die Universität das Gehirn der Nation ist, so daß dort, wo die Universität keine Geltung hat, auch das Gehirn keine Geltung hat. Ich erinnere mich, vor mindestens fünfzehn oder zwanzig Jahren, einen Brief von einem „Freimütigen“ erhalten zu haben, in welchem dieser sich mit mir über ein Rundfunkgespräch auseinandersetzte, in dem ich diese Taste berührt hatte. Mein Briefpartner bezeichnete sich als einen kommunistischen Arbeiter und behauptete, die Universität sei ein Parasitennest, das zu nichts gut sei. Ich antwortete ihm, daß es ohne Universität keinen MARX gegeben hätte, ja nicht einmal Arbeiter, sondern nur eine Masse und Herde von Zweibeinern.

Es ist offensichtlich, daß der Gegenstand für einen Zeitungsartikel zu umfangreich ist, es ist aber dennoch möglich, einige der Gedanken auszuströmen, die ich vorschlagen würde, damit es besser geht. Wir werden davon ausgehen, daß für uns alle die Universität nicht ein Herstellungsbetrieb von Diplomen sein kann, die den, der eines vorweisen kann, dazu tauglich machen, in eine Stammrolle aufgenommen zu werden, ein steigendes Gehalt zu beziehen, und sich zum Schlaf zurückzuziehen, um sich von seinem Parasitenleben auszuruhen. Wenn das so wäre, wäre die Meinung meines freimütigen Briefpartners voll und ganz gerechtfertigt. Nun, da das, was die Universität nicht ist, erhellt wurde, bleibt zu sehen, was sie ist — oder sein sollte.

Es genügt nicht, zu antworten: „Ein Sitz der höheren Bildung“, denn sie ist etwas mehr; zum Beispiel ist sie gewöhnlich auch ein Sitz der Forschung, und das wirft schon eine Frage auf. Wäre es zweckmäßig, die beiden Aufgaben zu trennen? Selbst wenn ich in ein Wespennest stechen sollte, würde ich mit ja antworten. Hier meine Begründung: Die beiden Aufgaben, Bildung und Forschung, haben sich auf so verschiedenen Wegen entwickelt, daß sie schon nicht mehr gut von dem gleichen Menschen betrieben werden können. Außerdem ist die für den Unterricht notwendige Vorstandes- und Gemütsart sehr verschieden von jener, die es für die Forschung braucht. In Paris hatte ich als Professoren zwei der am meisten begabten Menschen der europäischen Wissenschaft: Henri Poincaré und Henri Becquerel; sie waren zwei sehr schlechte Professoren. Ich erinnere mich aber eines Professors der höheren Algebra und eines anderen der Geometrie, die nicht als Mathematiker in die Geschichte eingegangen sind, als Professoren aber ausnehmend begabt waren.

In diesem konkreten Punkt glaube ich, daß die denkbar beste Lösung darin besteht, die Sitze der Forschung an solchen Punkten zu errichten, von wo ihre Forschungsergebnisse leicht ab und zu

die Universität erreichen könnten, um von ihrer Arbeit zu berichten und um Professoren und Schüler anzuregen. Ich sage die „denkbar beste“ Lösung, weil ich mir völlig dessen bewußt bin, daß das Problem im Mangel an ausgebildeten Kräften liegt, und deshalb in der Notwendigkeit, daß der Forscher auch Professor sei. Trotz allem bleibt der Gedanke als ein Wegweiser.

Die Universitäten sollten auch, wenigstens einige, ordnende Sitze der Bildung sein, nicht nur der höheren, sondern auf allen Ebenen. Das ist in Frankreich der Fall, wenn auch nicht genügend. Die Bil-

Die Universität

von Salvador de MADARIAGA

Artikel aus der spanischen Zeitschrift DESTINO vom 28.9.1968

(Anschritt: Tallers, 62-64, Barcelona i)

Übersetzung von Emil Stocker

Die Universität ist ein Ganzes, und die Aufteilung in drei Stöcke — Grund, Mittel und Hoch — ist ebenso künstlich wie jene der Geschichte in drei Zeitalter. Man muß die Universität als den leitenden Sitz der gesamten Bildung des Gebietes, dem sie vorsteht, auffassen. Das würde dazu beitragen, ihr das Verwaltungsmäßige zu nehmen und sie im Staate zu verwurzeln. Die Universität würde also eine Art Leitung und Schutzherrschaft über die Ober- und Volksschulen ausüben, sie würde die Lehrpersonen einordnen, ihre eigenen Professoren ernennen und, bei Mitarbeit der betreffenden Lehrkörper, auch jene der Oberschulen und die Lehrer, und würde im allgemeinen das gesamte Bildungswesen des Gebietes verwalten, Programme, Bauten, Versuchsräume, Bücher, Büchereien, Freistellen, Spielplätze.

Auf diese Weise beginnt sich die Vorstellung von der Gebietsuniversität abzuzellen. Wenn wir vom Begrifflichen und Allgemeinen zum Tatsächlichen und zu unserem Staat übergehen, glaube ich, daß man unsere Universitäten einteilen könnte: die nationalen und die Gebietsuniversitäten. Ich habe schon in einer Zeitschrift an die Zeitschrift „ABC“ vorgeschlagen, daß Salamanca, Madrid und Barcelona nationale Universitäten sein sollten, und daß je eine Gebietsuniversität in Alcalá für Neu-Kastilien und in Vic für Katalonien errichtet werden sollte. Ebenso nannte ich auch Gerona oder Tarra-

gona für das katalanische Gebiet, meinen Vorzug gebe ich aber Vic aus demselben Grunde, weshalb ich ihn Alcalá gebe: ich bin dafür, daß diese Gebietsuniversitäten Grundlagen und Kennzeichen haben sollten. Aus diesem Grunde halte ich auch den Gedanken eines Basken für vorzüglich, der in einer Zeitschrift an „ABC“ eine Universität für Oñate vorschlug.

Wir befinden uns heute ganz in einer verwaltungsmäßigen und mechanischen Ordnung. Die „Provinzuniversitäten“ sind nichts anderes als Stufen, über die einige Amtsinhaber, Professoren genannt, die Etappen der Stammrolle hinaufsteigen, dabei immer nach Madrid schielend. Daneben, weil das System nichts Besseres bietet, gibt es Professoren, die es auf der Universität sind, die sich aber auf einer anderen oder auf gar keiner befinden. Das System entspricht nicht dem, was es zu sehr vorgibt. Es sind wenige und fast immer perkulante und ausgezeichnete Professoren, die ihren Lehrstuhl in Santiago, Murcia oder La Laguna als dauernd betrachten und sich ihm widmen. Die Universität muß aufhören, nur Ersatzteil einer Nationalmaschine zur Bildungserzeugung zu sein, und muß sich zu einem lebendigen, selbstverwaltenden und verantwortlichen Brennpunkt des Staatsgebietes, dem sie dienen kann und soll, gestalten. „Ordnen“ sollte heißen, alles das in eine Ordnung zu bringen, was noch nicht oder noch nicht genügend darin ist. Man muß die Universität in das Gefüge der Nation eingliedern.

Wir wissen aber alle, daß Spanien wunderbar verschieden ist, so daß sich der spanische Staatskörper aus wenigstens elf oder zwölf lebendigen Gliedern zusammensetzt, die ihrerseits von der Natur bewunderungswürdig gegliedert sind. Das, was ich bis jetzt, um nicht vorzugreifen, „Gebiete“ nannte, sind also Länder, die durch Geschichte und Geographie eigene Kennzeichen haben, aber dennoch voneinander abhängig sind, so, wie sich die Leber vom Gehirn unterscheidet, und die Hand vom Arm, die aber doch sterben, wenn sie sich trennen. Neben den nationalen Universitäten — Madrid, Barcelona, Salamanca und vielleicht noch einige mehr — würden sich die Landesuniversitäten befinden. Bevor ich zu diesen komme, werde ich hinzufügen, daß selbst die nationalen Universitäten nach verschiedenen Schattierungen trachten könnten. Zum Beispiel würde die Geschichte die Universität von Salamanca dazu anregen, morgen das zu sein, was sie gestern war, nämlich eine ausgesprochen katholische Universität, wo man nicht nur Theologie lehrt und lernen würde, sondern auch katholisches Schrifttum und Kunst, und wo man in den Säulenhallen die eucharistischen Festspiele von Calderón und in den Kirchenschiffen die Werke von Victoria und de Saïnas aufführen würde. Jedes Land hat schon seine Universität, die es ist, ohne es zu wissen, so wie die

lies weiter S. 7

Fortsetzung S. 5

hatten nämlich weder Studenten noch Assistenten Einsicht in die Finanzgebarung. Dieser Gesetzesvorschlag bringt, wie schon im Text aufgezeigt, einige Neuerungen gegenüber den früheren Vorschlägen, die nie in Gesetze umgewandelt wurden, teils wegen des Widerstandes der Universitätskomponenten (Reform von oben), teils aus mangelndem politi-

schon Willen der Regierungen. Entschieden neu ist der Weg zur „Demokratisierung“ der Universität, nämlich die Möglichkeit der Teilnahme aller Universitätskräfte an der Verwaltung des Universitätsbetriebes. Auch wenn in diesem Vorschlag noch viel den Studenten vorenthalten wird, so bedeutet er doch einen Schritt nach vorne und vielleicht das Ende der „Ordinarienuniversität“, an der einige wenige schönes und schlechtes Wetter

machen, je nach ihren Launen. Das Problem für die Studenten ist nun: den Vorschlag annehmen und einzelne Verbesserungen durchsetzen zu versuchen; also zu erreichen, was erreichbar ist, sich aber trotzdem die eigene Beweglichkeit zu erhalten, oder aber das Gesetz als ganzes abzulehnen, wie bei den früheren, weit mehr unzureichenden Vorschlägen und eigene Vorschläge auszuarbeiten. Mit der zweiten Haltung ist die Ge-

fahr verbunden, weiterhin in der Unbeweglichkeit der erstarrten Fronten zu verbleiben, eine Unbeweglichkeit, die allzulange das Feld der Universitätsgesetzgebung gekennzeichnet hat und nicht wenig zur jetzigen Hochschulkrise beigetragen hat. Interessant wäre es, die Reformvorschläge, die an den deutschen Hochschulen unter Druck der Studentenunruhen gemacht wurden, mit diesem Vorschlag vergleichen zu können.

Gestalt Mollers in Prosa sprach. Es ist notwendig, daß sie es wissen, und daß sie sich an die Schlußfolgerungen halten. Zwei Übertreibungen sollen vermieden werden: in abstrakten Sphären zu leben oder sich zu sehr dem Volk auf der Straße anzupassen. Die Universität muß beides ablehnen, sie soll sich dem Studium des Landes widmen, aber aus einer Sicht und einer Stellung von rein wissenschaftlicher Sachbezogenheit. Wenn man sie so betrachtet, wirft die zukünftige Universität höchst bemerkenswerte Fragen auf.

Sollte das Lehrpersonal zur Gänze aus dem eigenen Lande stammen? Hier wäre es angezeigt, vor Übertreibungen zu warnen. Man müßte einen ziemlich starken Kern, sagen wir die Hälfte der Lehrkräfte, aus dem eigenen Land holen. Die übrigen sollten von überallher kommen. Weiß vorausgesetzt wird, daß sie die Universität nur nach der Leistung und sonst nichts aussuchen würde, würde man sie dort suchen, wo man sie findet, ohne sich, nach meiner Ansicht, auf Spanien zu beschränken, vorausgesetzt, daß sie genügend Kastilisch (= Spanisch) oder die Landessprache sprechen, um ihr Fach zu lehren.

Das führt uns zur Sprachenfrage. Dornig wie sie ist, ist es fast unmöglich, sie zu diskutieren ohne zu stechen oder gestochen zu werden. In Spanien gibt es viele Sprachen, aber für unsere Zwecke kommen nur vier in Frage: Kastilisch, Katalanisch, Galicisch und Baskisch. Ich werde meine Meinung vortragen ohne zu dogmatisieren, ich erkenne an, daß ich mich irren kann und erkläre mich bereit zu hören, zu verbessern und mich überzeugen zu lassen. Ich glaube, daß jede Absicht, die drei Landessprachen zu verteidigen, rechtschaffen ist bis zur Grenze des gesunden Menschenverstandes. Beim Versuch, diese Grenze festzulegen, werde ich mich mit einem Wespenstich abgeben. Gehen wir weiter. Ich werde beim Leichtesten anfangen. Man muß die Notwendigkeit einer Verkehrssprache für die gesamte Nation anerkennen, und es ist klar, daß es nur das Kastilische sein kann. Das ist einleuchtend, aber nicht so anerkannt, wie man meinen könnte, denn es gibt unter unseren Brüdern einige, die mehr hitzig als besonnen sind.

Nun das weniger Leichte. Ich glaube es ist natürlich, wenn die Gebietsuniversitäten das Studium der einheimischen Sprache als eine ihrer bevorzugten Aufgaben ansehen. Es würde mir aber als Fehler erscheinen, diesen rechtmäßigen Eifer soweit auszudehnen, daß man die Sprache jenen Gebieten aufzwingt, in denen sie gewöhnlich nicht gesprochen wird. Das heißt nicht, daß man sich ihrem natürlichen Fortschritt widersetzen soll, wenn einer stattfindet. Ich denke vor allem an das Baskische, das seit Jahrhunderten nach Norden zurückgeht. Dieser Rückgang kommt von seiner veralteten Eigenart und auch davon, daß das Kastilische genauso baskisch ist wie das Baskische, da es im Lande von Alava genauso entstand wie in jenem von Burgos. Mein Vorbehalt in diesem Punkt ist rein sachlich. Es gibt so viel zu lernen! Wenn die Kinder von Alava, Biskaja und Navarra vor allem, was sie zu lernen haben, noch eine von ihrer Muttersprache so verschiedene Sprache beherrschen müßten, würden wir damit Zeit verlieren.

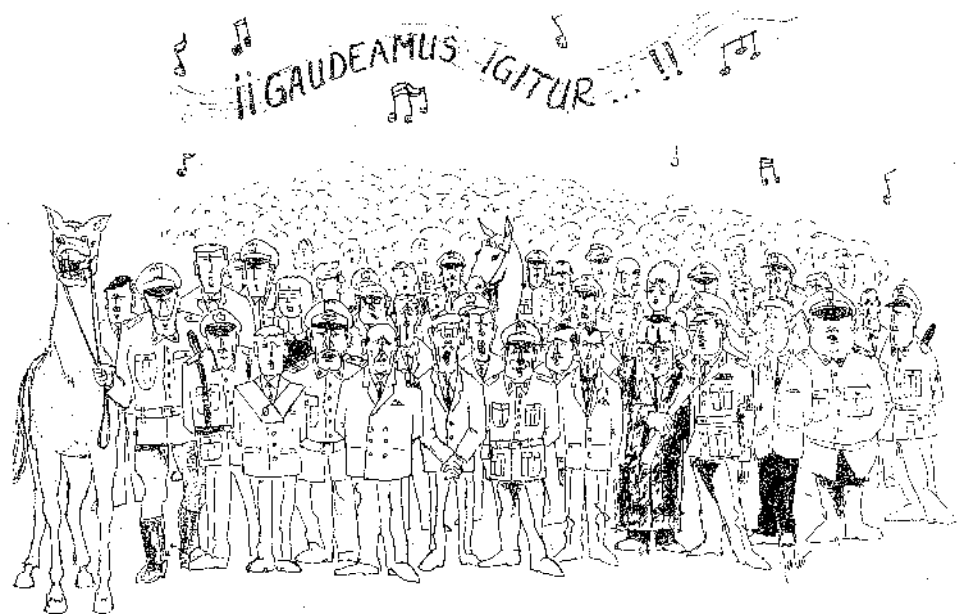
Aber, ich wiederhole, ich dogmatisiere nicht, und wenn es die Väter von Alava wünschen, so soll ihren Kindern meinnetwegen das Baskische gelehrt werden. Das Wesentliche ist, den Gebrauch des Kastilischen als Verkehrssprache im gesamten Staat unbeeinträchtigt und lebendig zu erhalten. Das alles ist keine selbstverständliche Sache. Ich werde ein Beispiel bringen. Es ist schon seit einiger Zeit unter gebildeten Katalanen üblich geworden, daß sie sich übermäßig für die Feh-

ler entschuldigen, die sie im Kastilischen begehen, weil es nicht ihre Sprache sei. Es kommt mir vor, daß sie die Fehler manchmal bewußt begehen. Die Wurzelfin dieses Benommens, das, ohne bis zur Unaufrichtigkeit zu reichen, weiter geht als notwendig — was man im Englischen „cant“ nennt — sind offensichtlich. Es ist also, normal und sachlich gesehen, ein gebildeter Spanier, sei er auch aus Guadalupe, Sabadell, Bermeo oder Betanzos, verpflichtet das Kastilische gut und ohne Zögern oder Fehler zu sprechen. Ich glaube, daß jene Katalanen (ich wiederhole gebildet), die ihren Stolz darauf legen, das Kastilische schlecht zu sprechen, sich falsch verhalten.

Wenn wir zum Hauptgegenstand zurückkehren, so fragen wir uns, wie die Sprachfrage an den Universitäten der doppelsprachigen Länder zu lösen sei. Wir werden jedoch damit beginnen, die Frage im Hinblick auf die nationalen Universitäten zu klären. Es ist klar, daß der Unterricht in diesen auf Kastilisch gegeben wird. Es erscheint mir aber unerlässlich, daß es in diesen Universitäten gut ausgestattete Lehrstühle für Katalanisch, Galicisch und Baskisch gibt, und zwar aus vielen Gründen, vor allem aber weil es

viel davon, Fakultäten zu teilen oder zu verlegen. Der Grund und die Absicht sind lobenswert. Man will die Zahl der Städte vergrößern, die durch ein studentisches und gebildetes Leben angeregt werden. Vielleicht ist es notwendig, in diesem oder jenem Fall nachzugehen. Grundsätzlich aber erscheint mir die Zerstreuung oder Zerstückelung der Universitäten auf verschiedene Städte als schwerer Fehler. Die Universität ist eine Gesellschaft von Menschen, die sich der Geistesbildung widmen und die in enger Gemeinschaft leben sollten. Deshalb verdient die Wiedereinführung höherer Kollegien grundsätzlich Glückwünsche und höchste Aufmerksamkeit, damit sie ihre Aufgabe erfüllen. Außerdem gewinnen sowohl die Lehrer als auch die Schüler durch den Umgang mit ihren Kollegen verschiedener Fachrichtungen. Manchmal ergeben sich in der Wissenschaft Fortschritte des einen durch den Einfluß des Gesprächs eines anderen, der eine ganz verschiedene Fachrichtung pflegt.

Es ist ein schwerer Fehler, sich einzubilden, daß die Vorlesung das einzige sei, was an der Universität gegeben wird. Wenn die Universität gut ist, wird die Vorlesung das wenigste sein; das übrige



(Julio en Gaceta Universitaria)

gut wäre, daß in Spanien mehr Leute, besonders die Träger eines öffentlichen Amtes, außer dem Kastilischen noch andere spanische Sprachen sprächen.

Auch an den Gebietsuniversitäten der doppelsprachigen Länder (es gibt deren drei) sollte man beide Übertreibungen vermeiden. Ich zweifle nicht daran, daß es eines Tages Stimmen in Oñate, Vic und auch in Compostela geben würde, die die Ausschließlichkeit oder die Alleinherrschaft der einheimischen Sprache befürworten. Es ist in diesen Fällen vernünftig, den Unterricht in der einheimischen Sprache als üblich zu betrachten, und dennoch einen guten Teil der Lehrstühle oder Vorlesungen, sagen wir ein Viertel oder ein Drittel, in der National-sprache zu bewahren. Da zu Beginn dieser Betrachtung die Notwendigkeit einer Verkehrssprache für die gesamte Nation anerkannt wurde, erscheint es unerlässlich, die wirkliche und gute Doppelsprachigkeit der Staatsbürger zu gewährleisten, die in Universitäten mit Landessprache ausgebildet wurden.

Aus lokalen Rücksichten und vielleicht aus Gründen des Übergangs, spricht man

ge wird die gegenseitige Beeinflussung von verschiedenen Vorlesungen und Fakultäten sein, das Zusammenkommen, das gegenseitige „Ineinandergreifen“ der einen mit den anderen im beruflichen Zusammenleben. Das zeigt auch den Vorteil, die Universität an Orten zu errichten, die nicht übermäßig bevölkert sind und die eine gewisse Tradition, Umgebung und Grundlage haben.

Also Mut zu Vic, Oñate, Alcalá de Henares, Santiago. Vielleicht haben diese und andere Orte ein Zeitalter des Glanzes vor sich, nicht nur für sich selbst, sondern für ihre kleinen Vaterländer und für das große Vaterland.

Dennoch ist der Kern jeder Universität die Beziehung Professor-Schüler, und hier ist unsere Universität am schwächsten. Die Beziehung Professor-Schüler ist nicht gut. Das erste, was unsere Jungen, die auf einer englischen Universität studieren, beobachten ist, daß diese Beziehung dort viel besser ist als in Spanien. Vieles wäre zu sagen. Ich werde mich auf drei Gesichtspunkte beschränken. Zuerst die

Liebe Gemeindeglieder! Verehrte Gäste!

Ich möchte diesen abendlichen Vortrag mit dem herzlichsten Dank für die Einladung einleiten und mit dem Gruß, den ich zu überbringen habe. Dieser Gruß kommt zu Ihnen von der evangelischen Christenheit in Deutschland, insbesondere von der vereinigten lutherischen Kirche Deutschlands und er kommt — da ich aus Berlin komme — auch ganz besonders von unseren Kirchen im Osten. Ich darf gleich zu Anfang sagen, und das wird vielleicht den Charakter des ganzen Abends etwas mitbestimmen können, daß in diesen Tagen die Synode der evangelischen Kirche Deutschlands in Berlin stattfindet, und die Brüder dort vor ganz schweren Entscheidungen stehen. Vor der Entscheidung nämlich, ob die evangelische Christenheit in Westdeutschland und in Ostdeutschland noch länger organisatorisch miteinander verbunden sein kann. Die Brüder im Osten, die in einer sehr starken Anfechtung, ich würde sagen, in einer wachsenden Anfechtung seit 1945 stehen, bedürfen unseres ständigen Gedankens und unserer ständigen Fürbitte. Wer von der Macht des Gebetes überzeugt ist, weiß, daß dies keine leere Redensart ist. Eine Gemeinde, die die Ewigkeit, die hier in Frieden ihr 60jähriges Bestehen feiert, darf nicht müde werden, über die eigenen Grenzen hinaus an die zu denken, die in der Anfechtung leben. Herr Präses BLUME hat das eben schon gesagt. Gedenken wir also der Brüder, die im Osten in der Anfechtung leben, suchen wir Kontakt und seien wir nicht selbstzufrieden.

Der zweite Gruß kommt vom lutherischen Weltbund. Dem lutherischen Weltbund ist es ja zu danken, daß Ihr das schöne Jugendheim habt vollenden können. Das ist nur ein Zeichen der großen Hilfsfähigkeit, die dieser Zusammenschluß von über 75 Millionen Luthoranern in aller Welt nun in diesen Jahren ausgeübt hat. Ich, der ich selbst habe daran mitwirken dürfen, weiß, was das alles an Opfern mit sich gebracht hat, aber ich weiß auch sehr genau — und davon wird nachher noch die Rede sein — daß wir in einen Zusammenschluß hineingekommen sind, in eine Verbundenheit, wie sie in der Geschichte unserer Kirche vorher

überhaupt niemals dagewesen ist. Wir dürfen dafür dankbar sein, und Ihr dürft Euch als ein Glied in dieser Familie wissen und dürft wissen, daß Ihr nicht allein gelassen seid.

Unter diesem Gesichtspunkt habe ich das Thema des heutigen Abends gestiftet: „Lutherische Kirche in der Ökumene“. Ökumene heißt ja zunächst einmal die bewohnte Welt, der Erdkreis mit den Menschen. Hier müßte man darüber reden, welche Ereignisse sich vollzogen haben in diesen Jahren nach dem Kriege. Man müßte über Afrika, über Lateinamerika und am meisten wohl über Asien reden. Ich kann das bei der Kürze des

kommt, daß sie klein geworden ist. Die Entfernungen sind geschrumpft. Das hat manche Folgen, die hier nicht berührt werden können. Hinzu kommt das Problem der Eroberung des Weltraums; wirtschaftlich und militärisch von größter Bedeutung. Kann man angesichts dieser Lage in seinem Winkel behäglich leben? Man kann mit Sicherheit sagen, daß das nicht mehr lange der Fall sein wird. Diese Welt ist weithin eine entchristlichte Welt. Heute leben mindestens zwei Fünftel der Menschheit unter einer atheisistischen Regierung. Noch stärker ist das im Fernen Osten der Fall. Vor zwei Jahren gab es noch in Peking einen Weihnachts-gottesdienst, an dem etwa 20.000 chinesische Christen teilnahmen. Die einheimische chinesische Kirche betrug damals etwa 800.000 Mitglieder. Diese Kirche ist in den letzten Jahren völlig vom Erdboden verschwunden, ganz gleich ob es sich um Lutheraner, Anglikaner oder Römisch-Katholische Christen, sie ist ausgelöscht. Die Bischöfe sind in die Arbeitslager geschickt worden und dort umgekommen, die Kirchen sind sämtlich geschlossen, es gibt keinen Gottesdienst mehr in diesem riesigen Reich und das Einzige, was man noch hoffen kann, ist, daß Restgemeinden irgendwo im Untergrund leben. Und was da geschehen ist, ist etwa in Nord-Korea oder in Nord-Vietnam auch geschehen: die Kirchen sind rot ausgelöscht. Eine solche radikale Austilgung ist möglich. Das muß man klar sehen. Man kann, wenn man älter ist, ja zurückdenken an die Zeit vor 60 Jahren, als Eure Kirche hier gebaut wurde. Das ist ungefähr die Zeit gewesen, wo in Edinburgh die große Weltmissionskonferenz abgehalten wurde, und ein Mann wie John MOTT, einer der großen Christen Amerikas, das Schlagwort prägte: „Winning the world for Christ in this generation“; also: „Die Welt soll in dieser Generation für Christus gewonnen werden“. Man hielt das damals allgemein für möglich. Es gab zwar noch Reste von Heidentum, aber völlig unzivilisiert und das war doch zu überwinden. Jetzt ist diese Zeit, diese Generation längst dahin. Was ist geschehen? Es sind — was der rational denkende Mensch nie für möglich gehalten hätte — Kräfte aus der Tiefe ausgebrochen, dämonische Gewalten

Vortrag gehalten von Dr. Dr. Zimmermann in Bozen

Abends nur ganz unvollständig tun. Ich erinnere mich an eine große Tagung für christliche Erziehung, besucht aus allen Teilen der Welt. Da trat die Leiterin der Sonntagsschularbeit auf den Philippinen auf mit folgender Feststellung: „Ein Zwanzigstel der Welt in Südostasien wird von der Hälfte der Menschheit bewohnt. Von dieser Hälfte der Menschheit sind mehr als 50% unter zwanzig Jahren, in Hongkong mehr als 80% unter zwanzig Jahren. Diese Hälfte der Menschheit wächst jedes Jahr um 10%. Und wenn es gelingt, dort so viele für Christus zu gewinnen, wie das bisher der Fall war, dann gibt es immerhin nur 3% Christen in dieser Gruppe“. Das ist die Welt von heute und von Morgen, in der wir zu leben haben. Hinzu

Fortsetzung von S. 7

Anzahl. Ich glaube nicht, daß das Verhältnis von Lehrkräften zu Studenten an unseren Universitäten weniger als 1:50 beträgt. Dort ist es gewöhnlich 1:10. Es sind dort auch die Aufenthalts- und Arbeitsstunden, die von den Dozenten verlangt werden, zahlreicher als in Spanien. Dadurch wird die Dichte, die das Papier verzeichnet, noch erhöht.

Der zweite Gesichtspunkt ist jener der Haltung. In Spanien besitzt der Lehrer sein Amt und nützt es aus. In England dient er seinem Lehramt. Der Lehrer steht den Studenten zur Verfügung und empfängt sie nicht nur als Ganzes, wenn er Vorlesungen hält, sondern auch einzeln, wenn sie Ratschläge oder Erklärungen wünschen. Der Professor ist kein Deus ex machina, der vom Olymp herabsteigt, sondern ein vollkommener Student, der

zusammen mit den anderen dem gemeinsamen Wissen dient.

Schließlich verbleibt ein anderer Gesichtspunkt, der noch heikler ist. Der Student in Spanien will, mit erdrückender Häufigkeit, nicht lernen, er will absolvieren. Er will ein Diplom bekommen, das ihm eine Stammrolle aufmacht, ob er etwas weiß oder nicht. Die Mehrzahl unserer Studenten ist sich anscheinend noch nicht darüber klar geworden, daß das, was wichtig ist, das Wissen ist und nicht das Absolvieren.

Es waren Millionen, die in der kritischen Zeit von 1936 kein Auskommen fanden, weil sie nur Diplome hatten, aber nichts Handfestes und Nützlichches wußten. Die Universität hat als Aufgabe, das Lernen zu lehren und es dem Schüler zu ermöglichen, etwas vollkommen zu beherrschen. Ich lernte damals einige kennen, die treuherzig glaubten, Französisch zu können, und die sich bewußt wurden, daß

die Kenntnis des Französischen nicht darin besteht, es mit Freunden zu sprechen, sondern darin, für einen Schriftsatz ohne grammatikalische Fehler und ohne Sinnfehler bürgen zu können. Und so ist es mit allem. Deswegen wird es, solange man nicht in der spanischen Gesellschaft den tiefverwurzelten Gedanken abschafft, daß das Diplom einer gewissen Schule ein Recht auf eine gewisse Sache gibt, keine wahre Universität geben. Das Wissen muß bei jedem Schritt bewiesen werden, und das, was man wissen muß, ändert sich jeden Tag! Sie werden glauben, daß es etwas Leichtes ist, eine Universität zu machen!

Bemerkungen: 1) „zona“ wurde mit „Gebiet“ übersetzt, „pais“ mit „Staat“ und „región“ mit „Land“. 2) Einwohnerzahlen (1960): Murcia 233.000; Santiago 56.000; Tarragona 40.000; Salamanca 85.000; La Laguna 34.000; Gerona 30.000; Alcalá 20.000; Vic = Vich 16.000.

mit ungeahnter Vehemenz. Eine Anfechtung ungleichlicher: Es sind zu unseren Lebzeiten mehr christliche Märtyrer für ihren Glauben gestorben, als in den Jahrhunderten seit der Begründung des Christentums zusammengerechnet. Es gäbe noch viele Beispiele, etwa wo aus einem falschen, neuerwachten Nationalismus heraus wie in Afrika Märtyrer, gestorben sind um ihres Glaubens willen. Der Segen dieser Anfechtung ist, daß jetzt herauskommt, was in den Christen an Glaubenskraft vorhanden ist, und das ist erstaunlich viel. Kann man angesichts dieser Weltlage noch ein Recht auf Vereinzelung haben? Eigentlich nur zum eigenen Verderben. Was heute in einem Teil der Welt geschieht, ist von Bedeutung für alle anderen Teile. Wir können zu Christen aus anderen Teilen der Welt nicht mehr sagen: Du bist Afrikaner, du bist Japaner, du bist Südamerikaner, du interessiert mich nicht oder bestenfalls nur als Missionsobjekt. Das lehnen diese Länder ab. Ich könnte hier Beispiele nennen aus den allerletzten Wochen, wo uns führende Leute aus Tanganika besucht haben und uns das mit aller Deutlichkeit gesagt haben: „Die Zeiten sind vorbei, wo wir uns von euch einfach leiten ließen“. Das waren Persönlichkeiten aus der jungen Generation, von denen man sofort das Gefühl hatte: Sie werden mit ihren Problemen wirklich fertig. Eine neue Zeit kündigt sich an und damit eine neue Form christlicher Zusammenarbeit. Wir kennen das Wort des Petrus aus der Apostelgeschichte: „Nun erfahre ich in Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und recht tut, der ist ihm angenehm“. Und wir wissen, daß Paulus die Christenheit als einen Organismus, als einen Leib schildert, dessen Haupt Christus ist. Ist nun Christus zerteilt? Das ist das Problem unserer Zeit. Wir Christen sollen Glieder dieses einen Leibes sein und sollen nach unseren Gaben diesem einen Leibe dienen. Das gilt auch für euch hier in Bozen. Aus diesen beiden Gründen, der Not der Weltstunde und der biblischen Erkenntnis der Gliedschaft an dem einen Leibe Christi, ist die ökumenische Bewegung der Kirchen entstanden. Ich habe diese Anfänge damals miterlebt. Die Weltkonferenz von Stockholm 1925 bis zur Weltkonferenz von Uppsala von 1968. Stockholm — Uppsala das ist in Kilometern eine ganz kurze Strecke, aber was liegt alles zwischen diesen beiden Stationen. Damals haben Einzelpersonlichkeiten diese ökumenische Bewegung in Gang gebracht, ich denke an die Berliner, an Prof. DEISSMANN und an Doktor Siegmund SCHULZE. Es war zunächst der liberalere Teil der Christenheit, der hier anfang zu arbeiten, Freundschaftsarbeit zwischen den Kirchen, Fellowship of Reconciliation, also der Versöhnungsbund,

die Quäker, von denen starke Impulse kamen. Nach dem zweiten Krieg trat durch die großen Konferenzen ein völliger Wandel ein. Da kamen die Kirchen mit ihren offiziellen Vertretern nach Amsterdam, nach Evanston, nach Neu-Dehli und jetzt nach Uppsala. Jetzt kamen die Kirche von England, die orthodoxe Kirche als eine katholische Kirche und auf einmal war die lutherische Kirche nicht mehr am rechten Flügel, sondern im Zentrum, und rechts bauten sich diese Kirchen an. Seit Neu-Dehli ist da also auch eine Besinnung in der Glaubensgrundlage zustande gekommen, die trinitarische Formel muß von allen Mitgliedskirchen anerkannt werden und wer weiß, wie das früher war, der weiß, daß das ein großer Fortschritt ist. Und nun geht ein Prozeß vor sich, die Spaltung von Jahrhunderten zu heilen. Daß das ein langsamer Vorgang ist, das merken wir an dem Teil der Theologischen Arbeit der Kirchen, der unter dem Stichwort „Faith and Order“ („Glaube und Kirchenverfassung“) arbeitet. Die Annäherung der Kirchen ist notwendig; eine zersplitterte Kirche kann nicht in einer sich feindlichen Welt das Evangelium predigen. In welchem Umfang die Kirche zerspalten ist, sieht man etwa aus dem japanischen religiösen Jahrbuch. Es gibt in Japan 80 Millionen Hinduisten, 42 Millionen Buddhisten, 4 Millionen Glaubenslose und fünfhundert Tausend Christen. Diese fünfhundert Tausend Christen sind in 144 Gruppen zerteilt. Jetzt haben sich wenigstens die elf lutherischen Gruppen zusammengeschlossen. Die Schwierigkeit ist, daß man die Einheit nicht diktieren kann, man kann sie nicht durch Mehrheitsbeschluß herbeiführen, sie muß geistig wachsen. Wenn man das nicht beachtet, dann bekommt man eine Organisation, aber es wird nie ein Organismus daraus. Dann könnte es sein, daß man eine Super-Kirche bekommt, die innerlich, theologisch, glaubensmäßig irgendwie leer ist; eine gutfunktionierende Kirchenmaschinerie. Der langjährige Generalsekretär des Welttags der Kirchen, Dr. Vissert HOFF hat hierüber nach der Tagung in Evanston 1957 gesagt: „Wenn wir auch immer sagen, wir wollen keine Superkirche, so haben wir uns immer wieder zu fragen, ob nicht alle unsere Aktivitäten zusammengekommen schließlich der Welt den Eindruck geben müssen, als ob es sich doch um so etwas wie eine Super-Kirche handelt“. Nun kann man heute sagen, die ökumenische Zusammenarbeit ist da. Bischof LILJE hat zu Uppsala die Bemerkung gemacht: „Die erste Aufgabe besteht in einer zunehmenden Bewußtseinswandlung. Die Christenheit muß diesen ökumenischen Vorgang zur Kenntnis nehmen, die Ausweitung des ökumenischen Bewußtseins, die neuen Aspekte, die sich ergeben haben und vor

allem auch die neue intensive Konfrontation mit der Welt. Daß hier Probleme und vielleicht sogar theologische Gefahren vorliegen, kann nicht übersehen werden. Aber das wäre keine Rechtfertigung für den Versuch, die Weiterarbeit zu unterlassen. Auch die Uhr der Kirchengeschichte kann nicht mehr zurückgestellt werden und es muß das von uns mit Entschlossenheit, mit Entsagung und mit Mut in Angriff genommen werden. Das bedeutet, daß man die konkreten Aufgaben der Christenheit in der Welt neu durchdenken muß“. Welche theologische Aufgabe ist das? Etwas von der Pfingstgemeinde, ganz links angefangen bis zur orthodoxen Kirche mit ihrem Bilderdienst, die Christen irgendwie zu einer gemeinsamen Handlung zusammenzuführen, angesichts einer zersplitterten Welt! Große Probleme, aber doch auch eine innere Notwendigkeit, um die wir nicht mehr herumkommen. Und das angesichts dieser Welt von heute. Wir haben in den letzten großen Tagungen des Weltrats der Kirchen ja auch die Teilnahme der römisch-katholischen Brüden miterlebt und zwar in einer ziemlich großen Gruppe und haben den Eindruck, daß an dieser Stelle ein starker Wille zum gemeinsamen Anfassern der Aufgaben in der Welt vorhanden ist. An dieser Stelle ist nun vom Luthertum zu reden, nicht im Sinne eines Anspruchs, sondern eines Dienstes an der Weltchristenheit und damit auch an der Welt. Es gibt im Welttrat der Kirchen die sogenannten Weltbünde. Sie sind wie Säulen, die das Dach des Weltrats der Kirchen tragen. Um nur einige nennen: Die Kirche von England, der Methodistische Weltbund, der Reformierte Weltbund, die orthodoxen Kirchen und der lutherische Weltbund. Letzterer ist der zahlenmäßig stärkste. Es ist eine große Sache, daß damit die Vielzahl der kleinen Einzelkirchen zusammengefaßt ist. Dies ist der erste Schritt einer Zusammenarbeit der christlichen Kirchen. Diese weltweite Organisation hat eine für uns bisher ungeahnte Kraft entwickelt. Ohne diese Weltbünde würden wir heute der Welt nicht in diesem Maße helfen können, wie es praktisch geschieht. Ich nenne ein Beispiel: Wir haben in Addis Ababa einen Sender vom lutherischen Weltbund aufgebaut „Voice of the Gospel“. „Die Stimme des Evangeliums“, der inzwischen durch viele angefügte Stationen ganz Afrika, einen großen Teil Europas und ganz Asien erreicht. Keine Einzelkirche in der Welt hätte das tun können, aber das ist aus dieser zusammengefaßten Kraft herausgekommen. Sie kennen wahrscheinlich zum großen Teil das Hilfsprogramm des lutherischen Weltbundes mit Riesensummen von Millionen von Dollars und D-Mark und

Schweden-Kronen, die zusammengbracht worden sind. In Deutschland sind wir jetzt die zweitstärkste Gruppe. Die Minderheiten-Kirchen im Osten, auch in Ländern wie Jordanien, aber auch in Italien leben von dieser Kraft, die hier zusammengefaßt worden ist. Viele von den kleinen Kirchen wären nach dem Kriege, etwa in den sogenannten Ostblockstaaten, längst zugrunde gegangen, wenn nicht diese Hilfe ständig immer wieder hätte gegeben werden können. Das ist nicht nur eine Finanzhilfe; es ist auch z. B. Hilfe mit theologischer Literatur. Das Ganze ist ein Austausch von Kirche zu Kirche und eine intensive theologische Zusammenarbeit. Seit wir den lutherischen Weltbund haben, gibt es internationale Theologentagungen, die mit großem Erfolg in allen Teilen der Welt nach den gleichen Themen arbeiten. Es ist das nicht ein sich Absondern von der Weltchristenheit. Unsere besten Leute im Weltraum der Kirchen, der kürzlich verstorbene Präsident Dr. FREY aus New York, Bischof LILPE und andere, sind in die ökumenische Arbeit bewußt hineingegangen. Unser finanzielles Opfer, unser theologischer Beitrag sind dort von entscheidender Bedeutung. Wir brauchen uns unserer Mitgliedschaft im Weltrat der Kirchen nicht zu schämen. Wir haben unsere Mitarbeit im Weltrat der Kirchen in unserer eigenen Verfassung besonders zum Ausdruck gebracht. Das eigentliche Problem ist für uns das Problem der Glaubensgrundlage der Christenheit. Wir sehen mit Sorge, daß es Kirchen gibt, denen an einer Glaubensbasis wenig liegt. Was wir nicht ertragen können, ist das Einbnen der Lehre, ist eine Subtraktionstheologie. Es ist mit Recht gesagt worden, daß die Völker der Welt, besonders die jungen Nationen, etwa die jungen afrikanischen Nationen auf Lehre warten. Wenn sie diese geistige Grundlagen ihres Lebens nicht von der Christenheit bekommen, dann gehen sie zum Kommunismus. Der bietet ihnen eine Dogmatik. Uns wird in alldem deutlich, die Einheit der Christenheit geht nicht an den Bekenntnissen vorbei, sondern nur durch sie hindurch.

Bischof Hübner aus Schleswig-Holstein sagt: Nur wer ein bewußtes Glied seiner Kirche ist und sein Bekenntnis ernst nimmt, wird zur Bruderschaft im Glauben fähig und wird es immer besser lernen, auf die Stimme des einen Herrn zu hören und seine Gliedschaft an dem einen Leibe weiter an Seite mit den Brüdern anderer Kirchen zum Ausdruck zu bringen".

Als wir uns im Deutschland 1948 zu einer lutherischen Kirche zusammenschlossen, war das die Überwindung des Landeskirchlichen Denkens. Zugleich war es das Ernstnehmen des eigenen Bekenntnisses. Wir wollen uns damit nicht in uns selbst verkapseln.

Wir wollen eine Säule in der EKD. Bischof DIETZFELBINGER in München ist der Vorsitzende des Rates der EKD. Bischof LILJE hat ähnliche leitende Tätigkeiten. Was in der evangelischen Kirche in Deutschland keine andere Gruppe fortbringen kann, das ist bei uns möglich: eine gemeinsame theologische Arbeit der leitenden Männer. Wir brauchen als Lutheraner nicht immer wie andere erst mit der Diskussion der Wahrheitsfrage anzufangen. Unsere Bischöfe haben vor einem Jahr sich auf Schloß Kranzbach in Bayern zusammengefunden und zu bestimmten theologischen Fragen einmütig Stellung genommen. Das ist ein Dienst, den wir der gesamten evangelischen Christenheit in Deutschland tun und der gerade in diesen Wochen wieder in Süddeutschland fortgesetzt worden ist. Es ist ein großer Vorteil von einer gemeinsamen Glaubensbasis ausgehen zu können. Diese Arbeit zu erweitern ist gebotene Entwicklung. Aber das kann man nicht erzwingen, sondern das kann einem eigentlich nur geschenkt werden.

Wir haben auch mit der römisch-katholischen Kirche manche Verbindungen aufgenommen, und darüber würde ich gern noch ein Wort sagen.

Bei den großen ökumenischen Zusammenkünften, etwa des Lutherischen Weltbundes in Helsinki 1963 und des ökumenischen Rates in Upsala 1968, aber auch des Weltbundes der Bibelgesellschaften, sind in wachsendem Maße auch Vertreter der römisch-katholischen Kirche anwesend gewesen und haben durch intensive Mitarbeit ihre innere Teilnahme bekundet. Wir haben umgekehrt unsere Beobachter zum Konzil entsandt. Herr Bischof D. DIETZFELBINGER nahm in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Rates der evangelischen Kirche Deutschlands am eucharistischen Kongreß teil und ist auf ihm zu Wort gekommen. Das zeigt, daß die jahrhundertealten leidenschaftlichen Gegensätze zwischen unseren Kirchen einer neuen Gesinnung Platz machen. In Deutschland hat das schon während des dritten Reiches in zahllosen Einzelbegegnungen angefangen und hat sich nach Kriegsende verstärkt. So werden z. B. in der deutschen Ostzone jeden Sonntag hunderte von evangelischen Kirchen für katholische Gemeinden, die dort eine kleine Minderheit sind und sonst nicht Gottesdienst halten könnten, zur Verfügung gestellt. In Deutschland arbeiten wir auch gemeinsam an Übersetzung von biblischen Texten. Wir haben uns auf einen gemeinsamen Vatorunstext für den ganzen deutschsprachigen Raum geeinigt. Das alles ist auch durch eine entschlossene und hochehrfurchliche Hinwendung der katholischen Kirche zur Bibel möglich geworden. Die Teilnahme führender Evangelischer am katholischen Kirchentag in Essen hat ebenfalls deutlich gemacht, daß

an die Stelle eines Gegeneinander ein Miteinander getreten ist. Das erfüllt uns mit Hoffnung. Es wäre freilich töricht, schnelle Ergebnisse zu erwarten. Es ist uns klar, daß hier noch ein weiter Weg vor uns liegt. Es ist nicht nur die Frage, in welchem Umfange auch in anderen Teilen der Welt, insbesondere auf dem Missionsfeld, gegenseitige Vorurteile abgebaut werden können, sondern auch, ob nicht durch ein drittes Vaticanum in mancher Hinsicht Rückbildungen erfolgen werden. Dazu kommen grundsätzliche theologische Fragen. Ein so kontaktfreudiger Mann wie Bischof DIETZFELBINGER sagt hierüber: „Wir dürfen die Unterschiede nicht übersehen, die im Dogma über das Papsttum und über Maria, in der Wertung der Hierarchie, auch nicht die Unterschiede, die in der enttäuschenden Mischehen-Instruktion doch wieder klar herausgetreten sind". So sehr wir also vor einem falschen und letztlich schädlichen Enthusiasmus warnen müssen, so sehr dürfen wir doch auch betonen, daß die Zeichen der Zeit uns einfach nötigen zusammenzustehen. Gott hat die Christenheit in die Anfechtung geführt, aber gerade dadurch hat er sie auch zusammengeführt.

Abschließend dazu darf ich noch einmal Bischof DIETZFELBINGER zitieren. Er sagt: „Jede Erneuerung der Kirche besteht wesentlich im Wachstum der Treue gegenüber ihrer eigenen Berufung, sagt das Ökumenismusdekret, und ich möchte dem zustimmen. Es kann auf diese Weise geschehen, daß die dann auch weiter nötigen Auseinandersetzungen nicht nur so erfolgen, daß wir einander bekämpfen. Sie könnten auch in dem Wettstreit darin erfolgen, das Wahrheitszeugnis des Evangeliums vor einander und vor der Welt recht, so gut und so glaubwürdig wie nur möglich, auszurichten".

Die gegenwärtige Weltstunde gebietet es geradezu, daß jede der christlichen Kirchen aus ganzer Kraft und aus dem ihr anvertrauten Erbe heraus die Botschaft ausrichtet. Wir müssen auch, so sehr die leidende Menschheit unserer vollen Hilfe bedarf, mit Entschlossenheit der Verflüchtigung unseres Auftrages ins rein Humanitäre wehren. Mitmenschlichkeit ist geboten, aber sie muß das Ziel haben, den vereinsamten, verbitterten und ratlosen Menschen die frohe Botschaft von der Erlösung in Christus zu bringen. Wo das nicht mehr das Ziel ist, da wandelt sich die Kirche Christi in einen humanitären Verein, und das würde mit Sicherheit ihr Untergang sein.

Wir gehen als Menschheit in eine neue Epoche hinüber. Die sogenannte Neuzeit liegt hinter uns, ein neues Zeitalter zieht herauf. Das ist der Grund der Unruhe in der ganzen Welt, besonders unter der Jugend der Welt. Für mich hat es etwas

sehr Bewegendes zu sehen, wie die Jugend aus dem Alten heraus will ohne das Neue beschreiben zu können, das sie erhofft. Man hört das Rauschen der neuen Fahnen im Winde, aber man kann auf ihnen die Zeichen noch nicht erkennen. Das ist immer das Schicksal derer gewesen, die in der Zäsur zwischen den Zeiten zu leben genötigt waren.

Unsere Aufgabe als Kirche ist es, das christliche Menschenbild, das Bild des Menschensohnes, hinüberzutragen in eine Zeit, die sich ihr eigenes Menschenbild macht, die zugleich in einer Gefährdung ohnegleichen lebt. Wir glauben an die versöhnende Kraft, die von Jesus Christus ausgeht, der das Zeichen über allen Zeiten ist.

Daran mitzuwirken ist unsere Aufgabe. Von Christus erbitten wir die Heilung unserer Nöte in unseren eigenen Gemeinden und Kirchen, die Aufgeschlossenheit um Dienst an anderen und brüderliche Gesinnung. Wir erbitten von ihm die Heilung des Verhältnisses zu den anderen Kirchen. Es gilt, neue Wege zu finden und zu gehen und das muß mit Geduld und Weisheit getan werden, damit nicht aus dem Versuch des Zusammenschlusses neue Spaltungen entstehen. Wir erbitten von Christus die Heilung der tiefen Wunde zwischen unseren römisch-katholischen Brüdern und uns und wir erbitten von ihm die Heilung der Nöte

der Menschheit, die Frieden braucht, aber immer mehr und immer stärker in schreckliche Kriege hineinkommt.

Vor uns steht auch die große Aufgabe, wie wir uns den anderen Religionen, dem Islam und dem Buddhismus gegenüber verhalten sollen. Man kann darüber lächeln; das liegt uns scheinbar so fern. Aber die Zahl mohammedanischer Führer oder buddhistischer Priester, die zu uns kommen und aus der gemeinsamen Sorge der Gemeinden etwa in den östlichen Staaten heraus, uns fragen, was denn nun geschehen könnte, wird größer. Wir dürfen auch die Atheisten nicht aus dem Auge lassen. Das ist erst kürzlich auch von der römisch-katholischen Kirche gesagt worden. Wir können den Atheisten nicht mit Haß begegnen, sondern mit dem Willen, ihnen zu dienen und ihnen zur Klarheit zu verhelfen. Wir sind die Stärkeren, weil wir auf der Seite, des Stärkeren stehen und weil wir aus der Kraft der Liebe arbeiten dürfen.

Es wäre noch viel zu sagen, aber lassen Sie mich damit schließen: denken Sie immer mehr, auch in Ihrem Gebet, über diese Dinge nach, über die Not der Welt, über die Zersplittertheit der Christenheit, über die Anfichtung der Christen, die entweder in Gefängnissen sitzen oder unter schwierigen Verhältnissen leben und arbeiten müssen. Ich erinnere mich an ein Kind von elf Jahren, das in unserer Chri-

stenlehre unter dem Einfluß eines unserer Katecheten stand und gleichzeitig in der Schule unter dem Einfluß eines atheistischen Lehrers. Die Mädchen kam nach Haus und sagte: „Mutter, wir müssen ja lügen, aber wir dürfen nie vergessen, daß wir lügen.“ In dieser Anfichtung stellt ein großer Teil der Christenheit und dieser fürbittend zu gedenken ist eine unserer großen Aufgaben. Was das Gebet vermag, weiß freilich nur der, der es versucht und erfahren hat. Lassen Sie uns nicht müde werden, die Hände zu falten für die anderen und lassen Sie daraus uns auch die Konsequenzen ziehen für ein brüderliches Verhalten untereinander, daß die Liebe überhand nehme. Nicht in sentimentaler Weise, aber sachlich und ernst und auch unter Verzicht und Opfern.

Es gibt ein altes christliches Gebet aus der „DIDACHE“ ein Abendmahlsgebet, das schließt mit den Worten: „Wie dies Brot, das verstreut war auf den Bergen, zusammengebracht, eins wurde, so werde Deine Gemeinde gesammelt von den Enden der Erde und zusammengbracht in Dein Reich.“

Das ist es, was wir vom Horn der Kirche für die Seinen erbitten: daß in einer feindlichen und in sich zerrissenen Welt die Kirche Gottes in eins zusammengebracht werden und so der Menschheit diene in der Kraft ihres Erlösers.

**Wer will in
kurzer Zeit
viel
verdienen?**

Saisonsbetrieb (Obstvermarktung) sucht
für die Zeit vom 15.8.—31.10.1969 bei
überdurchschnittlicher Entlohnung:

1 Karteiführer	2 Stapelfahrer
1 Kontrolleur	1 Bürokraft

Besonders erwünscht sind: STUDENTEN ÜBER 20 JAHRE.

Es besteht Möglichkeit für Verpflegung
und Unterkunft

Erzeuger Großmarkt „EGMA-ETSCHLAND“ - VILPIAN - Tel. 58 6 66

THEOLOGE HEUTE?

von Matthias ABRAM, Tübingen

Die Tatsache, daß in den Statistiken der SH die Zahl der an theologischen Hochschulen und Fakultäten studierenden Südtiroler langsam, aber merklich wächst und die Vermutung, ein Durchschnitts-Naturwissenschaftler oder auch Germanist oder was auch immer wisse wohl von der Existenz der theologischen Wissenschaft, habe aber sonst, neben der Überzeugung, es handle sich um genügend Obskures, keine weiteren Vorstellungsinhalte bezüglich eines Menschen, der dieses Studium ergreift, seien hier zum Vorwand genommen, skizzenhaft ein Bild des sich für das Amtspriestertum entschieden habenden Theologen zu entwerfen, wobei zwangsläufig einiges über die Theologie als solche mitgesagt werden wird. Hinzugefügt sei noch, daß Kirche und Theologie sich um ein neues Selbstverständnis bemühen, der Theologe also inmitten der zaghaften, viel Entscheidenderes präluzierenden Reformen in gegenwärtiger Unsicherheit sich um einen neuen Standort innerhalb Kirche und Gesellschaft umsieht und seine Sendung wie seine Aufgabe neu zu überdenken angesetzt hat. Demzufolge seien die nun folgenden Bemerkungen nicht anders verstanden denn als Versuch einer Anpeilung möglicher, künftiger Wirklichkeit.

AMT, STAND

Zunächst sieht sich der junge Theologe konfrontiert mit der hierarchisch strukturierten Amtskirche seines Landes, seiner eigenen Umgebung. Er sieht sich einem Stand von Amtsträgern gegenüber, der im Lauf der Jahrhunderte alle einem Stand eigenen Merkmale von besonderer Kleidung bis eigener Denkweise sich angeeignet und bewahrt hat und mit der einer Kaste oder einer Berufsgruppe eigenen sozialen Schwerbeweglichkeit, bewußt oder unbewußt, beabsichtigt, seine Stellung im sozialen Gefüge mit deren Vor- und Nachteilen zu erhalten.

Er wird sich fragen müssen, ob er sich wehrlos in eine solche, vom hierarchischen Denken des Volkes nicht unwesentlich mitbestimmte Gruppe oder Kaste einordnen lassen will, ohne sich im Namen der Gleichheit aller nicht nur vor dem Gesetz, sondern vor Gott, gegen eine wie auch immer geartete Etikettierung, eine Einordnung in eine mit Standesprivilegien verbundene soziale Stellung, zur Wehr zu setzen. Er wird sich dagegen wehren, vom Kirchenvolk aufgrund mehr emotional denn verstandesmäßig gewußter Argu-

mente, die sich auf seine Stellung als dem „Heiligen näher befindliche“ berufen, in eine religiöse Zwischensphäre abgedrängt und zu einem Welt-fremden aber Gott-nahen Individuum gemacht zu werden.

Hier wird der junge Theologe brechen mit altangestammten, von der bäuerlichen Gesellschaft als sakrosankt von den Vätern her tradierten und das Herr-Knecht Denken begünstigenden Traditionen. Er wird Aufklärungsarbeit leisten müssen, wobei Aufklärung nach Kant immer noch meint: Auszug aus selbstverschuldeter Unmündigkeit. Er wird die Möglichkeit künftigen Erwerbs seines Lebensunterhalts als Ertrag seiner wie auch immer gearteten Arbeit erwägen müssen, oder sich zumindest die Frage stellen, ob er gewillt ist, von der edlen Gabe milder Spender zu leben.

Er wird die in Jahrhunderten gefestigten Machtpositionen seiner Kaste wirksam aufgeben, eben weil er weiß, daß sein Amt als Vorsteher der Kultgemeinde das Vorstehen in der „profanen“ Gemeinde nicht impliziert, ja daß sein Leiten in der Ekklēsia sich nur als Dienst rechtfertigen kann, daß er selbst Diener ist und Knecht.

ZÖLIBAT

Mit den Jahren seines Wachsens und seines Studiums wird er eine Forderung der Amtskirche, die an ihn gerichtet wird, immer wieder als schwer zu tragend und zu ertragende empfinden, die Forderung nach — und der Zwang zu ehelossem Leben. Es wird das für ihn zum Stein des Anstoßens werden, und was in der alten Kirche aus — nicht nur, aber zumindest auch — erbrechtlichen Gründen als heilsam einzuführen sich erwies, das wird, weil anachronistisch in einer der Leibfeindlichkeit erwachsenen Zeit festgehalten und Unterscheidung schlechthin geworden, noch einmal seinen Idealismus dämpfen und ihn in das alte Dilemma zwischen Willen zu persönlichem Einsatz im Rahmen der Amtskirche und anlagehaftes Ausgerichtet-sein auf Ehe, häuslichen Herd und Familie zurückverweisen.

Es soll hier keineswegs der Sinn eines jungfräulichen Lebens als Möglichkeit christlicher Existenz verneint werden. Deshalb sei die Frage ausgeklammert, wie rein anthropologisch gedacht der Mensch von seiner bipolaren sexuellen, in der Schöpfung gegebenen Anlage her seine Erfüllung ohne das liebende Sich-

hingeben an den im Geschlecht anderen und die ihn so wesentlich als Mensch konstituierende Ergänzung und Vollendung im anderen finden kann, weil man hier (ob von fraglichen Menschenbildern herkommend, oder nicht, das sei dahingestellt), einwenden könnte, daß diese notwendige und so allein notwendige Erfüllung wohl als Gesamtkontext gegeben sein kann, und auch gegeben ist, dennoch der Einzelne in diesem Gesamtzusammenhang als der vom Ganzen je Umfaßte und Erfüllte diese Ergänzung nicht zwangsläufig auch je für sich vollziehen müßte. Es soll hier aber hingewiesen werden auf den rein historisch-administrativ gewachsenen Problemerkomples des an das priesterliche Charisma auf dem manichäischen Hintergrund unchristlicher Leibfeindlichkeit gebundenen jungfräulichen Lebens, das an sich subjektive Begnadung ist u. keinesfalls verallgemeinert werden darf. Die Theologie des Zölibats ist hier klar und eindeutig der nachgelieferte Oberbau und alle Dezenz- und Konventionargumente müssen vor dem Beispiel unserer östlichen und protestantischen Kollegen fallen oder zumindest in ihrer als apodiktisch und absolut auftretenden Forderung auf ihre wahren historischen Gründe hin hinterfragt und durchleuchtet werden. Die Trennung der beiden Charismen (Geistgaben) muß ins Auge gefaßt werden als der zumindest vom Beginn her legitimerer Erstzustand der Verteilung christlicher Charismen, die als solche geistgewirkt und je freic von Gott zugewandete sind.

UMSTRUKTURIERUNG

Der junge Theologe wird konfrontiert mit einer in gewissen Zeichen der Zeit sich ankündigenden und an gegenwärtigen Ereignissen meßbaren künftigen Entwicklung.

Zumindest findet er da die Fragwürdigkeit des Fortbestehens des ganztägigen Amtspriestertums. Aus der Fraglichkeit des geographischen Pfarrprinzips und aus der einfachen, hierzulande weniger spürbaren Lücke im Nachrücken junger Leute muß er eine Umstrukturierung der Seelsorge von unten und eine Arbeitsteilung der ihm als sakrosankt vorbehaltenen Funktionen sowie Umfunktionalisierung seiner Sendung in Betracht ziehen oder zumindest nicht ausklammern. Es wird mit dem Kollegen zu rechnen haben, der als einflußreicher Mann in seiner Gemeinde (wie auch immer diese strukturiert sein mag, geographisch, personal, auf bestimmte Berufs- oder soziale Gruppen bezogen) morgen mit dieser Gemeinde nach oder neben seiner beruflichen Arbeit Eucharistie feiern wird und Sakramente spenden wird, aus Vollmacht der Sendung durch die Kirche heraus, ohne gezwungenermaßen dazu die besten seiner Jahre im Studium der scholastischen Theologie verloren zu haben.

Er wird von einem Ansatz her, der mit dem allgemeinen Priestertum der Getauften Ernst macht und demzufolge dem Amtsträger seine leitende Funktion ausschließlich als dienende befähigt, er wird sich die Frage nach dem Warum seines Priester-Werdens oder -Seins allein von der Funktion her versagen müssen, eben weil er weiß, daß die Spendung der Sakramente als sich im Zeichen verdichtende Dialektik zwischen göttlichem Gnadenangebot und menschlicher Annahme nicht immer an den priesterlichen Spender gebunden ist oder gebunden sein muß. Er wird über der von Rubriken regelten Form der Sakramente nicht deren Zeichencharakter vergessen und andere Formen der symbolaktiven sakramentalen Heilsdialektik zumindest nicht ausschließen können.

Der junge Theologe und Priester von morgen wird stärker denn je auf das Wort Gottes und dessen Verkündigung zurückgreifen müssen, wissend, daß in der Wortverkündigung die Gnade Gottes als verkündigte dem Hörer begegnet, so seinen persönlichen Glauben fordert, indem sie von der Tat Gottes in Christus berichtet und so als Anrede auf Antwort aus ist.

Das Wort Gottes muß er als Mensch seiner Zeit so verkünden, daß es von den Menschen seiner Zeit verstanden wird. Er wird sich der lauten Frage nach Inhalt und Gewand der Botschaft Christi nicht verschließen können, der Frage nach bleibender Aussage, die in heutigen Worten dem heutigen Menschen zugesagt werden muß, und nach historisch-weltanschaulich-kulturell gebundenem Kontext und Sprachvehikel, das als solches nicht tradiert und verkündigt wird als Inhalt und Wort Gottes, sondern als Zeugnis dessen zeitlicher Ansignung in der Geschichte. (Wobei die Frage, inwieweit Aussageinhalt durch Aussageform immer schon geprägt ist und wird, hier nicht erörtert werden kann.)

Er wird selbst wieder ein Hörer des Wortes sein müssen und zusammen mit seiner Gemeinde hörend das Wort Gottes auszulegen versuchen. Seine Predigt kann nicht mehr Moral-Predigt sein, sondern im Wort zugesagtes Angebot Gottes in Verkündigung.

Hieraus wird klar, daß in seinem Leben und in seinem Studium das Sich-Befassen mit der Schrift der zentrale Punkt sein muß, der im Dogma, als dem spekulativem Weiterführen der Schrift, der Glauben der Kirche sich ausweitet. Studium der Schrift meint hier auch ein alle Hilfswissenschaften von der Paläontologie bis zur Philosophie umfassendes, methodisch mit Formkritik und Redaktionsgeschichte usw. vertrautes Hin-Hören auf den Text, um ihn als Zeugen des Glaubens der Urkirche und als solchen für alle nachkommenden Glaubenden verbindlichen Glaubenszeugen zu verstehen.

Der Theologe wird die in seinem Studium so schmerzlich empfundene Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Theologie und Gemeindegemeinschaft mit allen Kräften in seiner Arbeit einzuholen versuchen, aus dem Wissen heraus, daß fruchtbare Predigt nur entspringt aus hörendem Lernen. Er wird also Zeit seines Lebens ein Lernender sein, seine an der Universität gehörte Theologie ist ihm Anfang und Beginn, in harter geistiger Arbeit die Fülle des Glaubens immer neu zu durchloten und weiterzugeben.

VERKÜNDIGUNG

Er wird Verkündigung nicht mehr so ohne Weiteres in den alten Formen weiterführen können.

Ein summarisches Überschlagen der soziologischen Infrastrukturen der heutigen Gesellschaft erweist, daß in der Familie das alte patriarchalische Verhältnis des Überlieferungstragenden Vaters zum hörenden Sohn nicht mehr gegeben ist, oder auch hier in Frage gestellt wird, Information und Wissen sucht und findet der Jugendliche heute bei der altershomogenen Gruppe, also bei Seinesgleichen. Das wäre breiter auszuführen, muß hier aber eben nur angedeutet werden. Zumindest sei die Frage gestellt, wo denn in unseren Familien der Vater noch Träger der christlichen Überlieferung ist in einer Weise, die über sein mehr oder weniger gewohnheitsmäßiges Beispielgeben in der Erfüllung äußerer Bräuche und Forderungen hinausgeht. Auf die Gemeinde angewandt würde das

Jeder
1.000.000
Mensch
liest den

skolast

Wenn Sie
noch einige
Abonnementen
werben,
müssen wir
an obiger Zahl
eine Null
streichen.

Wir würden diese Mühe
auf uns nehmen!

heißen, daß eine am Modell der Familie (Pfarrfamilie) orientierte Gemeinde patriarchalischer Ein-Mann-Struktur die aus der soziologischen Strukturveränderung der Familie sich ergebenden Spannungen genauso spürt oder spüren sollte. Die Überlieferungs-Impotenz der Väter (sit venia verbo) findet ihr Äquivalent in der Unmöglichkeit, von der Kanzel herab als dem Ort dogmatischer Sicherheit den jungen Menschen von heute als fragenden (wenn er überhaupt fragt) anzureden und ihn so anzusprechen. Wenn im sozialen Gefüge das Väterproblem uns belastet, was die Rede von der vaterlosen Gesellschaft der Soziologen meint, so müssen wir in unserer Frage hier die Konsequenzen auch ins Auge fassen. Die Väter-Kirche patriarchalisch-hierarchischer Struktur muß sich in eine partnerschaftlicher Art verändern. Nicht Anarchie wird hier gefordert, keineswegs, sondern Ordnungsstruktur als Dienst und Partnerschaft, wo Sach-Autorität und Wort-Autorität nicht mehr von Amts-Autorität ersetzt sein können.

Von hier aus gesehen wird die Antikirche ihre Gewohnheit, sich eine Führungsschicht durch Isolation und Ausgliederung aus dem sozialen Gefüge unserer Gesellschaft heranzubilden, vor dem Vorwurf verantworten müssen, einen Zirkel der Erhaltung der Macht und ihrer Positionen in Schwung halten zu wollen. Die Absonderung von Gruppen aus familiär- und sozial-gefüge zum Zweck der Elitebildung erzeugt eigene Gruppenspezifik und die Kontinuität der sozialen Ferne. Diese Ausgliederung führt notgedrungen zu eigenem Standesdenken und zu Der-Gesellschaft-Gegenüberstehen. Von daher die gruppeneigene Sprache (Wir

sind in die Welt gesandt, wir wollen dem Menschen helfen, wir müssen dem Menschen nachgehen...) und so die vorwärtigen nur mehr vorstehende Sprache der Verkündigung.

Damit wollte ich nur andeuten, daß heutige Verkündigung isoliert von der Welt und der Gesellschaft und so vermeintlich auf sie hin nicht mehr sinnvoll ist. Sie leidet nicht an den Leiden der Zeit. Sie sichtet herunter von dem sicheren Ort der Kanzel, wo Gott und Glaube Selbstverständlichkeiten sind. Und eben das ist nicht wahr. Gott ist keine Selbstverständlichkeit mehr heute, wo die Atheisten jeden Glaubenden und die Kirchen herausfordernd zu neuer Selbstbestimmung zwingen. Der außerhalb der Gesellschaft aufgewachsene oder von ihr isolierte Verkündiger ist als einer von Gott als seinem vertrauten Gegenüber mit Sicherheit bedenkender ungläubwürdig geworden.

Deshalb wird der junge Theologe seine Theologie nicht zum Alibi machen, er wird mit der akademischen Jugend seiner Zeit mitwachsen als einer unter ihr. Seine Sprache und sein Vokabular wird nicht ein mythologisches sein, sondern ein an den literarischen und sozialen, an den alltäglichen wie menschlich-treffenden Aussagen seiner Zeit und Umwelt gewachsenes.

Zwischen Indifferenz und Atheismus wird er so Gottes Ferne erfahren. Ja nur aus dieser immer wieder neu grausamen Abwesenheit Gottes und seines Nicht-Daseins heraus wird er Gott zu verkündigen wagen, ohne Sicherheit und ohne Pharisäertum, stammolnd, fragend, hörend auf Gottes Wort — etsi deus non daretur.

Daheraus wird er sich Gedanken über eine notwendige Strukturveränderung der Kirche machen, aus der Erkenntnis seiner Verantwortung für die Gesamtkirche heraus. Er weiß, daß jedes einzelne Glied an dieser Kirche Verantwortung für die Gesamtheit trägt, die Verantwortung nicht nur von oben, von Papst und Bischöfen, nach unten geht, sondern genauso von unten nach oben. (Wobei das Oben und Unten nur ein Oben und Unten des Dienstes sein kann, wie schon gesagt werden konnte.)

Strukturveränderung ist ihm deshalb wichtiger als Experimentieren und Ändern am kleinen Ort, weil dann angesichts von Experiment und Neuem das Alte sich festigt eben mit der Überzeugung und dem Hinweis, es sei auch genug Neues schon da, es kann also weitergemacht werden, wie bisher.

Das ihm immer wieder vorgehaltene Argument der Schwachen, auf die Rücksicht genommen werden muß, wird er prüfen und in vielen Fällen als Projektion der eigenen Schwachheit in imaginäre Schwache hinein durchschauen, als Alibi, seine eigene Position nicht überprüfen und ändern, auch zum Evangelium hin ändern zu müssen. Eine ausschließlich oder zumeist auf die bereits mythologisierten „alten Mütterchen“ eingestellte und auf sie ausgerichtete Verkündigung wird mit diesen Mütterchen zu Grabe getragen. Er aber will, daß Gott lebt, für alle.

THEOLOGIE

Theologie wird für ihn ihre Wahrheit an der Wirklichkeit des Menschen erweisen, insofern sie die Fraglichkeit des menschlichen Daseins und die Fraglichkeit der Wirklichkeit im Ganzen aufnimmt und hineinnimmt in die eschatologische Fraglichkeit des Mensch-Seins in der Welt, die durch das Verheißungsgeschehen geöffnet wird. Vom Tode bedroht, von der Nichtigkeit unterworfen, das ist der Ausdruck

allgemeinen Daseins und der Velterhaltung. Und trotzdem: Auf Hoffnung hin, das ist offenbar die Weise, in der christliche Theologie diese Fragen aufnimmt und an die verheißende Zukunft Gottes richtet.

Theologie wird dem heutigen Theologen eine dialogisch sich vollziehende Wissenschaft sein. Er wird sie nur treiben im Verein mit den Kollegen der anderen Kirchen, gebend und nehmend, um so den Tag herbeizuführen, an dem alle glaubens-trennenden Unterschiede als Machwerk des Menschen und seiner Kurzsichtigkeit entlarvt werden; er wird vor allem nicht von der Gültigkeit und Notwendigkeit kirchenspaltender Differenzen überzeugt sein. Er muß wissen, daß es immer verschiedene Meinungen auf jedem Feld des menschlichen Geistes gegeben hat und geben wird, er wird sich deshalb den verschiedenen Schulen verpflichtet fühlen und andere Traditionen achten, er wird sich aber weigern, die Kirche Christi, die von Christus wesentlich nur als eine gewollt ist, durch Verabsolutieren einer Lehr-Ansicht in sich gegenseitig verketzernde Lager aufgespalten sein zu lassen.

Mit einem Wort, er wird ökumenische Theologie treiben, darauf hinauswollend, miteinander das Eigene und Gemeinsame hörend zu befragen und das Trennende abzubauen. Dabei hinzuzufügen, daß es sich keinesfalls um eine anzustrebende Ein-Förmigkeit in Lehre und Kult handeln kann, scheint überflüssig.

Er wird sich Gedanken machen über Formen gemeinsamen Lebens mit seinen Amtsbrüdern und Mitarbeitern. Er wird sich fragen, ob die sich anbietende Formel des team-work eine seinem Beruf nicht je schon anhaftende Forderung ist. Er wird sich nicht von dem Mitarbeiterstab der nächsten Wollfabrik, was Zusammenarbeit und Koordination angeht, beschämen lassen, wissend, daß wir alle gemeinsam am Kommen des Reiches Gottes arbeitend, dieses Gemeinsame endlich auch als solches Wirklichkeit werden lassen sollten.

SOLIDARISIERUNG MIT DEN ARMEN

Der Theologe wird der Forderung nach Armut im Sinn des Evangeliums nachzukommen versuchen, wie sie jedem Christen aufgetragen ist.

Er weiß, daß Christus sein An-Wesen nicht nur der Kirche zugesagt hat, als der Gemeinde der an ihn Glaubenden, sondern auch jenen seiner Brüder, die die Ausgestoßenen, die Geringen, die Elenden sind, die unsere Gesichertheit durch ihre Unsicherheit, unsere Satttheit durch ihren Hunger bedrohen. Er weiß, daß Christus seine Kirche dort erwartet, wo Leid, Elend, Hunger und Ungerechtigkeit wuchert. Und er weiß, daß Christi Sein in der Kirche zur Farce wird, wenn sie sich nicht dorthin begibt, zum Anwalt derer macht, die sich nicht selbst Recht verschaffen können, kurz, wenn sie sich nicht dorthin bewegt, wo er sie erwartet, nämlich bei den Armen und Verstoßenen. Er wird es als tiefe, den Sachverhalt nicht treffende Verhärtung des Herzens betrachten, wenn die Forderung des Neuen Testaments nach Armut durch Distinktionen auf eine rein das Geistige betreffende Ebene manipuliert wird. Er wird als Glied der Kirche für die Kirche beginnen, sich von den Etablierten, den Habenden und Herrschenden zu lösen, um seinen Platz bei den Nicht-Gesellschaft-Seienden, den Habe-Nichtson, den Unterdrückten finden zu können. Kurz, er wird sich mit der Armut solidarisieren, um ihre Forderungen den Reichen gegenüber zu vertreten. Die Kirche, die er herbeiführen möchte, ist eine aller Macht entkleidete, arme Kirche.

EXODUS

Mit all dem wurde versucht zu sagen, daß der Theologe und Priester von morgen ein an den Leiden dieser Zeit Mittragender sein muß, verwiesen an das Dunkel des Glaubens und die Ferne Gottes, die er durch sein Leben und Verkünden, wie jeder Christ, Nähe werden lassen soll. Seine Tugend wird Ehrlichkeit sein müssen, die bekannt, von dem Paradoxon der christlichen Botschaft genauso getroffen genannt zu sein, wie jeder Christ, und trotz aller Theologie die Tat Gottes in Christus nicht ausmünzen zu können in ein satzhaftes Wissen als Antwort auf jede Frage.

Seine Tugend wird sein Bescheidenheit.

im vollen verantwortungsreichen Wissen um sein Dienen.

Exodus aus selbstverschuldeter Unmündigkeit!

Zusammen wird das Volk Gottes ausziehen müssen aus den Gehäusen der rückversichernden Formen, der beruhigenden Werke und der beschwörenden Gebote. Glaube wird mehr als bisher erscheinen als das sich ohne Sicherung Hingeben an den unverfügbaren Verfüger, an das Dunkel Gottes. Auszug aus der Sicherheit, das heißt Aufgabe der Schützen-gräben religiöser Casco-Versicherung.

Der Exodus hat begonnen, wir sind am Roten Meer angelangt. Wird sich die Flut teilen?

Die Hausordnung der Christkönig-Gemeinschaft:

Eine sehr ordentliche Ordnung

Sehr verehrter Herr Dr. Alfons LUDWIG! Mit großem Vergnügen habe ich Ihre „Christkönig-Gemeinschaft: Hausordnung 1966/67“ durchgelesen. Vermutlich gefielen die Bemerkungen, die ich mir dazu gestatte, auch für andere Heimordnungen in Südtirol, darum brauchen Sie meine Bemerkungen nicht ganz so persönlich nehmen, wie es den Anschein haben könnte. Doch zum Glück wissen Sie ja, daß es lieblos ist, andere Menschen zu unterdrücken und sie in eine geistige Zwangsjacke zu stecken.

Unter Punkt 2 Ihrer Hausordnung heißt es so schön: „Es ist nützlich, etwas Gutes zu lesen“, und Sie wissen natürlich, was dieses Gute ist. Es heißt dann weiter: „Das Lesen darf aber nicht das Studium überwuchern. Gute Zeitschriften liegen auf... Die Zeitschriften Stern, Bravo, Revue, Quick, Neue Illustrierte und andere sind verboten. Liebesromane werden nicht geduldet, auch wenn sie nicht gerade unsittlich sind. Sie lenken vom Studium ab und beeinflussen ungünstig die Phantasie. Aus der ungeheuren Literatur wähle man das Beste. Man sei sparsam mit bloßer Unterhaltungsliteratur. Schriften jeder Art, die von der Heimleitung als schädlich beurteilt werden, werden entschuldigungslos für immer entfernt. Zu bestimmten Stunden können aus der Pfarrbibliothek, Pfarrplatz Nr. 7 (Bücher), entliehen werden. Abends erfolgt eine kurze religiöse Lesung, die für alle verpflichtend ist. Zum guten Leben sind gute Gedanken notwendig.“

Es ist wirklich eine böse Sache mit den Liebesromanen, und vermutlich wissen Sie aus eigener Erfahrung, wie ungünstig die Phantasie dadurch beeinflusst wird, denn auf eine bloße Vermutung hin, würden Sie ja dieses Verbot nicht erlassen. Oder Joch? Im übrigen freue ich mich, daß die Mädchen in Ihrem Heim offensichtlich die Möglichkeit haben aus der „ungeheuren Literatur“ (der Pfarrbibliothek?) auszuwählen. Wenn nur keine Liebesromane dabei sind, bin ich schon beruhigt. Was machen Sie eigentlich mit Schriften, die Sie als schädlich beurteilt und für immer entfernt haben? In der Pfarrbibliothek werden diese bösen Schriften doch sicherlich nicht aufgestellt, oder? Haben Sie in Ih-

rer Pfarrbibliothek eigentlich böse marxistische Literatur? Ich hoffe, daß es nicht so ist, denn auch die Marxisten beeinflussen die Phantasie ungünstig! Wie wäre es eigentlich, wenn Sie für die Bibliothek das Buch von Bertrand RUSSEL „Warum ich kein Christ bin“ anschaffen? Aber möglicherweise wären dann die Mädchen in der Lage oder zumindest der Gefahr ausgesetzt, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Und das ist natürlich sehr, sehr böse, denn ein junger Mensch ist ja von Natur aus unendlich dumm und wie schnell ist er vom Teufel beeinflusst, der auch die Illustrierten Stern, Bravo usw. in seiner Hand hat. Sie wissen ja welchen Schaden jegliche Literatur anstiftet, die nicht von der Kirche gedruckt wird, weil Sie diese Literatur gründlich studiert haben, aber die jungen Mädchen sind eben leider noch zu schwache Pflänzchen, als daß sie den teuflischen Sturm der Andersdenkenden überstehen könnten. Ihnen würde ich empfehlen, um den Teufel so richtig bekämpfen zu können, die Zeitschrift „Playboy“ zu bestellen. Aber gut in der Schublade einschließen, damit die Aufräumefrau nicht dahinterkommt!

Unvergleichlich weise schreiben Sie unter Punkt 13 der Hausordnung: „Liebeleien und Flirten mit Burschen, Spaziergänge mit ihnen sind streng verboten. Sie schaden dem Studium und Charakter.“ Zum besseren Verständnis erlaube ich mir eine Stelle aus Ihrem Schreiben „An die Studentinnen bei der Christkönig-Gemeinschaft, Meran, und deren Eltern, Schuljahr 1967/68“ anzuführen:

Leichtsinniger Umgang mit Personen anderen Geschlechts, Flirten, Herumspazieren mit ihnen ist streng verboten. Vorzeitige Liebschaften sind unklug, gefährlich, dem Charakter schädlich und lenken vom Studium ab. Ans Heiraten denke man erst nach Abschluß der Studien und wenn die nötige körperliche und seelische Reife vorhanden ist. Besuche von Männern, seien es auch Mitschüler, werden nicht zugelassen, außer es handelt sich um nahe Verwandte, die sich als solche ausweisen. Die Besucher müssen sich im Haus vorstellen und, falls die Mädchen mit ihnen ausgehen dürften, sie im Hause abholen und dorthin wieder

zurückgeleitet. *Telefonische Bestellungen der Studentinnen zu einer Zusammenkunft werden nicht angenommen, außer wenn es klarwandfrei feststeht, daß der Anruf von berechtigten Personen stammt und kein Mißbrauch zu befürchten ist.*

Herr LUDWIG, „Flirten“ tut man nicht im Deutschen, und die Engländer „flirten“. Bitte nehmen Sie einen Duden zur Hand, falls Sie diese Buch nicht für gefährlich halten. Und was die Liebesleiden betrifft, so muß man es wirklich bedauern, daß der liebe Gott Sie nicht gefragt hat, als er den guten Einfall hatte, Männlein und Weiblein zu schaffen. Seine ewige Schöpfungsordnung ist aber so, daß die Studentinnen erst dann zu „Flirten“ beginnen, wenn Sie in Ihrem Heim ihre Studien abgeschlossen haben. Der liebe Gott straft jedes Mädchen, das herumspaziert. Der Charakter so vieler unschuldiger Mädchen wurde schon durch „flirtendes Herumspazieren“ verdorben, denn der Teufel wohnt hauptsächlich in Burschen, die normal gebaut sind. Und flirtende Mädchen, die nicht sofort heiraten wollen oder dürfen, weil der Herr Vorsitzende ihre seelische und sonstige Reife nicht festgestellt hat, sind zu einem schlechten Gewissen verpflichtet, denn beim Herumspazieren ist gar manches schon geschehen. Aber wahrscheinlich, hat sich der liebe Gott doch geirrt, daß er „flirtende Mädchen“ schuf und damit soviel Unglück in die Welt gebracht hat. Wie konnte er nur! Meinen Sie, Herr Ludwig, daß Gott auch „ärmellose Kleidung zu Hause und außer Haus nicht erlaubt“? O ihr losen Mädchen ihr, die ihr im Sommer bei Knallhitze ohne Ärmel herumspazieren wollt! Herr LUDWIG und der liebe Gott sehen das nicht gerne. Und denkt nur an die bösen Neger in Afrika, die ganz nackt sind und ihre Großmütter in den Suppentopf stecken. Sagen wir's kurz: Es ist ein Jammer, daß es Mädchen gibt, sonst müßte man sich nicht so anstrengen, ihre losen Sitten zu

stechen, sich hinausbeugen, hinausprechen, hinauswinken ist für Mädchen in der Stadt unziemlich, besonders wenn die Zeichen Burschen gelten. Auf dem Balkon setze man die Beine nicht auf das Balkongitter wegen der Blicke von der Straße herauf, auch nicht wenn es durch ein Tuch eingefaßt ist. Es wird beschädigt. Für den Schaden haftet die Einzelne bzw. die Zimmergenossenschaft. Am Pfarrplatz haben die Unterfenster am zweiten Stock (Esszimmer und Schlafzimmer) geschlossen zu bleiben.

Wenn jemand „auffällig“ am Fenster steht, bestimmen wiederum Sie, hochverehrter Herr LUDWIG, und was „edle Frauenart“ ist, wissen Sie kraft höherer Einsicht. Meinen herzlichen Glückwunsch! Schließlich möchte ich Ihnen nicht nur mit Spott kommen, sondern ganz ernsthaft und anerkennend sagen, daß man ihre Hausordnung nicht mit einer Hausordnung aus dem 18. Jahrhundert vergleichen darf. Wer so etwas tut, handelt bewußt böse. Gerechtweise muß man ihre Hausordnung mit einer aus dem 19. Jahrhundert vergleichen. Sie sind also nur 100 Jahre zurück; und das ist nur halb so schlimm, als wenn Sie 200 Jahre zurück wären.

Mit freundlichem Gruß
Günther POSCH

Nachsatz:

Diesen Artikel habe ich im Norden von Tirol geschrieben, weil südlich des Brenners ein solcher Artikel nicht geschrieben werden darf, ohne daß versucht würde den Schreiber als „Kommunisten“, „Atheisten“ gesellschaftsunmöglich zu machen. Nur weil ich es mir leisten kann, habe ich diesen Artikel geschrieben, nicht deshalb weil ich der einzige wäre, dem die Lächerlichkeiten der Südtiroler Heimerziehung aufgefallen sind. Daß die Kirche diese Mächenschaften deckt, mit denen Menschen unterdrückt und zu Kriechern erzogen werden, ist traurig genug. Wäre sie etwas weitblickender, würde sie im Fortschritt vorangehen und nicht erst nachhinken, wenn Sie von der Öffentlichkeit dazu gezwungen wird. Allerdings ist die Macht der Kirche in Südtirol noch unangestastet. Hat man je davon gehört, daß ein Politiker es gewagt hat, an Mißständen zu rütteln, hinter denen die Kirche steht? Die Kirche macht sich unglaublich wichtig und soll, wen sie weiterbestehen will, eine durchgreifende Erziehungsreform in die Wege leiten. Aber nicht erst morgen. Ich bin weder Kommunist, noch Atheist und auch kein Teufel, sondern ein Mensch und darum gestatte ich mir die Bemerkung, daß die Südtiroler Heimerziehung menschenfeindlich ist. Schade.

Weltraumfahrt – JA oder NEIN ?

von Rolf LIERAU, Zürich

Gegen die Raumfahrt werden viele Argumente vorgebracht; eines davon lautet: „Wozu diese Unsummen ausgeben? Was hat der Mensch schon davon?“ Vielleicht gibt man noch großzügig zu, schön, man habe jetzt die Wettersatelliten, aber die Wetterprognosen würden deshalb nicht zuverlässiger, wozu also das Ganze?

Da liegt schon der erste Irrtum: kein Meteorologe möchte heute, mehr auf jene Unterlagen verzichten, die ihm die Wettersatelliten liefern; ein Flugnetz von der heutigen Ausdehnung und Präzision (trotz der manchmal auftretenden Verspätungen!) wäre kaum denkbar, denn es kommt dabei vor allem darauf an, das Wetter für längere Zeit vorherzusagen. So schwierig das heute noch ist und auf Grund der physikalischen Gesetze auch bleiben wird, so ist doch der Satellit dabei von ungeheurer Bedeutung, da er z. B. Stürme und Tiefs auf weitere Entfernungen aufspüren und melden kann, als dies Werterballons vermögen. Auch die Schifffahrt profitiert von diesen Meldungen, und stellte man eine Wahrscheinlichkeitsrechnung an, wie viele Flugzeuge und Schiffe ohne Wettersatelliten in Not geraten oder verlorengegangen wären, so entdeckte man, daß dort oft geschmähete Wettersatelliten schon riesige Schäden und viel Leid verhindert hat.

Man braucht sich jedoch gar nicht auf das Glatteis der Meteorologie zu wagen, um zu erkennen, daß die Raumfahrt auch dem einfachen Bürger Vorteile bringt: Jede Hausfrau genießt ihre Pfannen, in denen sie ohne Öl oder Fett saftige Braten bereiten kann, ohne daß diese anbrennen; auf diese Weise spart sie einerseits Geld, andererseits kommt dieses fettlose Braten der schlanken Linie der ganzen Familie zugute; -- die meisten Autofahrer brauchen heute ihren Wagen nicht mehr zum Abschmieren zu bringen; die Gelenke

und Lager bestehen aus einem ähnlichen selbstschmierenden Kunststoff, der auch das fettlose Braten ermöglicht. Die Entwicklung solcher Kunststoffe und vieler anderer mehr wurde durch die Raumfahrt mächtig vorangetrieben, und schon heute, rund 10 Jahre nach dem ersten wirklichen Raumflug, kommen sie jedem von uns zugute.

Oder man denke an die federleichten und dennoch gut wärmenden Windjacken, die der Bergsteiger und Skifahrer gleichermaßen zu schätzen weiß; auch sie sind ein sogenanntes „Abfallprodukt“ der Raumfahrt.

Geht man gar auf die Elektronik über, so ist der Beweis, daß die Raumfahrt nicht nutzlos ausgegebenes Geld darstellt, beinahe erdrückend: angefangen von den kleinen und kleinsten Radio- und Fernsehapparaten bis hinauf zu den gewaltigen elektronischen Rechenmaschinen, ohne die heute manch anderes technisches Problem gar nicht lösbar wäre, all diese Geräte verdanken ihre Präzision, ihr relativ kleines Gewicht, ja oft ihre Existenz einzig und allein der Raumfahrt, durch die erst die nötigen Mittel flüssig gemacht werden konnten, um eine Forschung in dieser Richtung überhaupt zu ermöglichen. Eine hochentwickelte Wirtschaft, wie sie die Vereinigten Staaten und ein Teil von Europa heute aufweisen, ist ohne die großen elektronischen Rechenmaschinen nicht mehr denkbar. Und gerade diese Wirtschaft ist mit ein Grund für den Wohlstand, der heute in den genannten Gebieten herrscht.

Oder denken wir an das heute in den Großstädten schon akut gewordene Problem der Luftverschmutzung durch Verbrennungsmotoren. Die Erfahrungen, die die NASA (amerikanische Behörde für

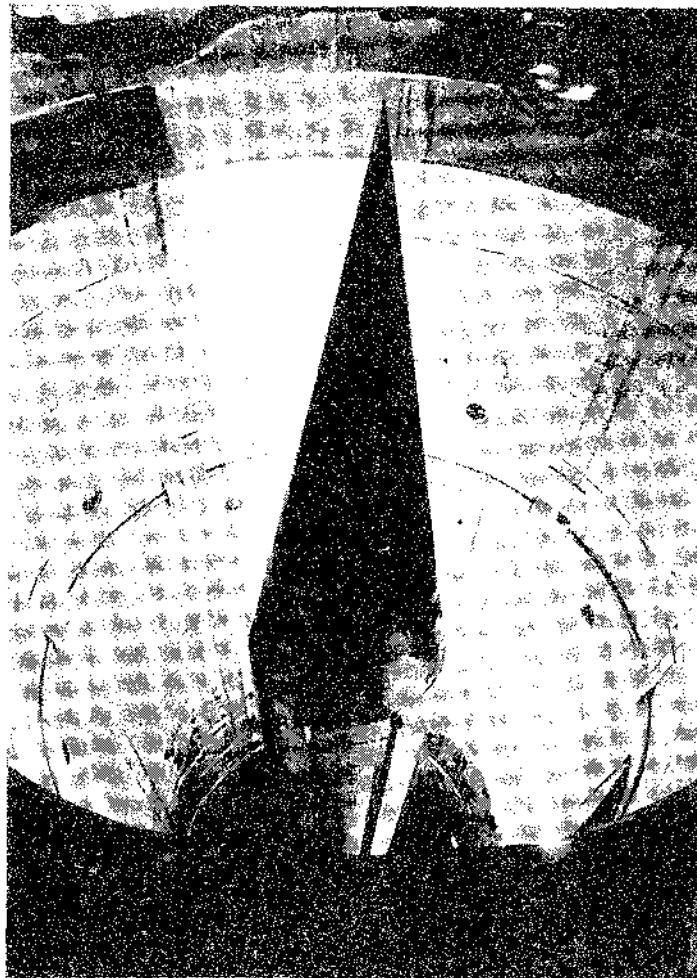
lies weiter S. 16



bekämpfen. Aber Sie Herr LUDWIG, mit ihrer tiefen Einsicht in das Wesen des weiblichen Geschlechts, wissen natürlich welch ewig gültige Hausordnung hergehört, damit alle in den Himmel kommen. Zu diesem Zweck verbieten Sie den Mädchen auch, ein eigenes Radio zu haben, denn wie schnell kommt man auf schlechte Gedanken, wenn man beim Radiohören nicht beaufsichtigt wird und versehentlich Lieder mit schlüpfrigen Text hört! Hoffentlich dürfen die Mädchen auch nicht ins Kino gehen, denn dort kommt man ganz auf den Hund.

Wir lesen in Ihrer geschätzten Hausordnung, Punkt 12, was „an den Fenstern und Balkonen“ zu geschehen hat.

Es ist edle Frauenart, sich zurückhalten und nicht sich zum Schaustück zu machen. Auffällig an den Fenstern



Raumfahrt) auf dem Gebiet der Sonnenbatterien und Brennstoffzellen gemacht hat, kommen auch dem Autobau zugute, und schon arbeiten einige große Autofirmen an der Entwicklung von Elektroautos, durch die die Luft nicht verunreinigt wird. Dies ist umso wichtiger, als man vor kurzem festgestellt hat, daß gewisse Verbrennungsabgase die Nebelbildung fördert (man halte sich da etwa die berühmte Nebelglocke über dem Ruhrgebiet oder London vor Augen, die z. T. von den Verbrennungsabgasen sowohl der Autos als auch der Heizungen hervorgerufen sein dürfte). So kann man die Raumfahrt auch als Beitrag zur Klimavverbesserung betrachten.

Aber nehmen wir noch ein Beispiel heraus, das jeder kennt und schätzensgelernt hat: die Fernseh-Direktübertragungen der Olympischen Spiele aus Tokyo und Mexico, wie auch des Starts und des Flugverlaufes von Apollo 8 waren nur durch Relais-Satelliten möglich, die ersten allgemein bekannten und geschätzten Früchte der Raumfahrt. — Noch viele andere Beispiele könnten aufgezählt werden, doch sind sie der Allgemeinheit meist fernstehend.

So weit, so gut, könnte man einwerfen, aber wozu denn bemannte Raumfahrt? Genügen denn die automatischen Sonden nicht? — Diese Frage läßt sich — heute zumindest noch, und in diesem Rahmen — nur mit einem Hinweis auf die sogenannten irrationalen Beweggründe im Menschen beantworten. Im Menschen steckt

ein Drang zum Forschen und zum Erkennen seiner Umwelt — manche Philosophen sagen, erst dies mache den Menschen aus. Hat der Mensch aber etwas erkannt, so will er es, wenn irgend möglich, auf fassen, besitzen, begreifen. Dies führte Columbus nach Amerika, die Polarforscher zu den Polen, die Bergsteiger auf die höchsten Erhebungen der Erde — unsere Generation aber führt diesen Drang zum Mond und zu den nächsten Planeten. Es ist dies ein Forschungsauftrag der Menschheit an unsere Zeit.

Die Frage kann aber, wenn man sich nicht scheut, etwas Futuristik zu treiben, auch etwas anders beantwortet werden: der Mensch wird nicht immer auf der Erde sitzen bleiben. Vergrößert sich die Menschheit weiterhin so rasch (nach einem exponentiellen Gesetz), und wird die Entwicklung nicht durch eine Katastrophe jäh gehemmt (sei dies nun eine Seuche oder ein bewaffneter Konflikt großen Ausmaßes), so muß der Mensch entweder mit der Besiedlung oder mit den Nahrungsmittel- und Energiequellen im weitesten Sinn auf einen anderen (künstlichen oder natürlichen) Himmelskörper ausweichen. Dazu ist eine bemannte Raumfahrt Voraussetzung. Man lächle nicht über diese utopisch anmutenden Zeilen. Wer sich mit der angegebenen Literatur auseinandersetzt und nur ein wenig Vertrauen in den Fortschritt der Technik und Wissenschaft setzt, wird zur selben Schlussfolgerung gelangen.

Aber bleiben wir bei der Gegenwart: daß

die Raumfahrt nicht nutzlos ist, sondern jedem von uns heute schon Vorteile bringt, ist erwiesen. Daß jeder weitere Vorstoß äußerst kostspielig ist, ist nicht zu umgehen, es liegt gewissermaßen in der Natur der Sache. Aber vergleicht man die finanziellen Hürden, die Entbehrungen und Schwierigkeiten, die Columbus überwinden mußte, um eine Expedition nach „Indien“ durchführen zu können, mit denen, die heute die Bürger der Vereinigten Staaten und deren Astronauten auf sich nehmen müssen, um eine Mondfahrt zu ermöglichen, so sieht die Sache schon nicht mehr ganz so schlimm aus, der Aufwand scheint auf alle Fälle tragbar zu sein. Und wenn man unter „Erde“ jene Gebiete versteht, die dem Menschen zugänglich sind, so ist die edelste und zugleich älteste Rechtfertigung der Raumfahrt samt all den Opfern, die dafür gebracht werden müssen, doch der Auftrag: „Macht euch die Erde untertan...“

Literatur:

- ANANOFF, A.: L'Astronautique
 BERGALST-BELLER: Satelliten erforschen den Welt-
 raum.
 v. BRAUN, W.: Start in den Weltraum.
 TEILHARD DE CHARDIN, P.: Die Zukunft des Menschen
 PRAY, H.: Explosion und Verwandlung der Mensch-
 heit.
 WALLISFURTH, R.M.: Rußlands Weg zum Mond.

Dipl. Ing. Rolf LIERAU, Zürich

Die Cusanus-Akademie in Brixen:

Ein großer Saal, in den sich die Zimmer öffnen, ein Raum, der die Menschen zueinanderbringt, der zum Diskutieren führt. Viel Raum also zum Auf- und Abgehen, auf der Empore, eine Treppe herunter, durch den Saal, die Eingangshalle entlang, wieder eine Treppe hinauf zum Clubraum. Und dort lockern sich die Gruppen auf: hier eine Nische, dort einige Polstersessel. Abgetrennt von allem Vortragsraum, Projektionsraum, Clubraum, Lesezimmer. Ein Haus, das in seiner Einfachheit die Menschen zur Begegnung führt. Das Haus der Kultur Walther von der Vogelweide in Bozen:

Ein ästhetisch herrliches Foyer, sehr gediegen im Material, einfach gehalten in der Ausführung, nichts von Prunk und doch wohltuend schön und beruhigend. Ein Theatersaal, der, in vergrößerten Maßstäben, in jeder europäischen Hauptstadt angenehm aufgenommen würde, ein weiterer Vortragssaal. Aber man spricht nicht im Foyer, man eilt nur hindurch, wenn man ins Theater kommt oder zu einer der reichhaltigen Veranstaltungen. Man spricht nicht im Theater, die Platznummer nagelt einen ja fest. Und nach einer Vorstellung wird man von selbst hinausgedrängt, zur Garderobe, auf die Straße. Man spricht auch nicht im Vortragssaal. Nach einigen allgemein interessierenden Fragen wird man am Ende eines Vortrages oder einer Diskussion sich ein nahe Café suchen, zu einem Weiterführen des Gesprächs. Man spricht nicht im Sinne der persönlichen Kontaktnahme, des Sich-Vorstellens, der Diskussion in kleiner Gruppe, des einander Kennenlernens.

Bei der Planung des Waltherhauses dachte man an eine „geistige Zentrale für die Kulturarbeit im Lande“ (1). Es „sollte ein Doppeltes erreicht werden: einmal mußten für die kulturellen Einrichtungen und Dachverbände des Landes ... Büroräume und Sitzungsräume erbaut werden; zum anderen sollte ein Mehrzwecksaal für Aufführungen und Darbietungen aller Art errichtet werden“ (1).

Konkret dachte man also einmal, daß ein Wohnen der Verbände Tür an Tür günstige Voraussetzungen schaffen müßte für einen fruchtbaren Gedankenaustausch zwischen den Vereinen und Institutionen und für eine Koordinierung der kulturellen Bestrebungen im Lande. Implizit mußte das bedeuten, daß man sich kennen lernen, Vorurteile abbauen, Anregungen erörtern werde. Leider ist das aber nicht der Fall. Der einzige Treffpunkt für all die Vereine, die täglich das Haus und die Büros füllen, ist — genau genommen — nur der Treppenaufzug, in dem man sich für zehn Sekunden gegenübersteht. Dann weiß man zwar, daß der ältere Herr im zweiten Stock aussteigen wird und Funktionär dieser oder jener Institution sein muß und wenn man nicht sehr alt ist und keine Krawatte trägt, wird man gefragt, ob man ganz hinauffahre, denn es ist bekannt, daß dort die Hochschülerschaft residiert. Das ist aber auch alles, was man voneinander weiß. Denn die Planer des Kulturhauses haben vergessen, einen zentralen Treffpunkt zu schaffen, der die Menschen tatsächlich zusammenführen könnte. Es fehlen Klubräume, wo man ungezwungen beisammen sitzen, nach einer Sitzung weiterdiskutieren, sich in einer Arbeitspause beim Kaffeetrinken kennen lernen könnte. So wurden die kulturellen

Vereine nur raummäßig zusammengelotet. Der zweite Gedanke bei der Planung des Kulturhauses war die Idee des Theaterhauses. Daß diese Idee im weiteren Verlauf ganz in den Vordergrund trat, beweist eindeutig Walther AMONNs Aufsatz zur Baugeschichte (2), der nur ganz am Schluß in einem einzigen Satz mitteilt, daß in drei Stockwerken mit 240 Quadratmetern Nutzraum die Büros der kulturellen Vereine untergebracht sind, im übrigen aber ausschließlich um den Theaterbau kreist. Es wird berichtet von den Schwierigkeiten, die sich aus Geld- und Platzmangel für die Planung der Bühne, des Zuschauerraums und der Ausstattung ergaben. Der Verzicht auf eine Drehbüh-

Kultur-,Zentren: Repräsentation oder Begegnungszentren?

ne scheint nicht endgültig zu sein, und immer wieder klingt die Sehnsucht nach einem Opernhaus durch, wie es sich vor allem italienische Mitbürger so sehr wünschen sollen. Die großen Anstrengungen und die Sorgfalt in der Planung des Theaterbaus — die vielleicht auf Kosten der Planung des Bürobaus ging — führten zu einem gediegenen und repräsentativen Bau. Aber auch in dieser seiner zweiten Funktion erfüllt das Waltherhaus nicht die Aufgabe eines echten Kulturzentrums. Denn Kulturzentren (3) dienen der Gesellschaft, und von der Gesellschaft müssen sie geprägt sein. Vor hundert Jahren war das Opernhaus repräsentativ für die Gesellschaft. Das Opernhaus, herausgehoben aus dem Alltag, war Treffpunkt der vornehmen Gesellschaft. Die Oper gab Gelegenheit für Begegnung, Kontaktnahme und Kontaktpflege. Daß das Publikum eine echte Beziehung zum Werk hatte, war selbstverständlich. Es war von vorneherein für ein ausgewähltes kunstverständiges Publikum geschaffen, und man wollte wissen, wie diese oder jene Arie von verschiedenen Künstlern gesungen wurde, im übrigen aber kaum und ging man, wann man wollte und wechselndem Drittel der Plätze aus, die Bühne kaum zu sehen war. Heute ist an die Stelle der Opernkultur ein Theaterkult getreten. Die Besucher sitzen feierlich-stolz auf ihren Plätzen. Denn während einer Vorstellung den Platz zu wechseln oder sich auch nur vom Platz zu erheben, ist als Verstoß gegen die Kunst streng verpönt. Dafür ist die Bühne von allen Plätzen aus gut zu sehen; die Akustik ist besser, die Bühne technisch perfekter, die Beleuchtung raffinierter geworden. Sonst hat sich nichts geändert. Die räumliche Isolierung des Theaterbaus entspricht heute der geistigen Isolierung des Theaters. Das Theater, von einer anderen Gesellschaft als der unseren geprägt, ist eine Welt für sich, zu der das Publikum

keine lebendige Beziehung mehr hat. Sie erzeugt Erlebniseintönigkeit, Abstumpfung, tödliche Langeweile und lebt selbst in der tödlichen Gefahr der Routine. Die Planer der Kulturbauten wie die Kulturmanager haben gleichmaßen vergessen, daß sich die Gesellschaft seit 100 Jahren gewandelt hat.

Der moderne Mensch ist nicht mehr in eine klar geschichtete Gesellschaft hineingeboren, er wird nicht mehr von der Gesellschaft gehalten. Der Mensch von heute ist einsam in der Masse, er hat nur mit anonymen, austauschbaren Partnern zu tun. Die Masse der Information und die Intensität der Unterhaltungsgüter lassen ihm keine Zeit zur Besinnung. Der Mensch, gelähmt durch die oberflächliche Gleichförmigkeit des Alltags, braucht mehr Kontakt, echte Begegnung. Er braucht vertraute Orte, wo er Sicherheit findet. Es müssen Räume gebaut werden, die die Begegnung der Menschen in kleinen Gruppen fördern und zur geistige Auseinandersetzung anregen. Gerade das aber leistet — wenn wir nun vom Theater abgehen — die Cusanus-Akademie.

Geplant wurde die Cusanus-Akademie als Vortragssaal, denn ein solcher fehlte in Brixen. Aber sehr bald ergaben sich die Fragen nach Übernachtungs- und vor allem Aufenthaltsmöglichkeit, 47 Zimmer, ein Speisesaal, ein Lesezimmer, ein Klubraum, zwei Arbeitsräume und eine Bar wurden in die Planung einbezogen. Dem barocken Bau des Seminars durfte ein benachbartes Gebäude nicht Luft und Weite wegnehmen. Es mußte ein stark kontrastierender, extrem einfacher Bau hingesetzt werden.

Die tragende Idee blieb der Saal, in dem sich die Menschen treffen sollten: eine sauber gefügte nüchterne Ziegelwand, leuchtend rote Bodenziegel, die Decke flach, in Beton gegossen, man sieht die Verschaltungsreliefs. Das Licht fällt durch die Halbbögen in die große Halle, durch das billigste Glas, das es gibt: luftblasenreiches Industrieglas. Durch nichts wird der Mensch abgelenkt. Alles ist klar und einfach. Dasselbe gilt für die beiden Arbeitsräume, für das Lesezimmer, für den Klubraum und für alle anderen Räume. Die Möbel sind das einzige Dekorative, und sie sind mit Großzügigkeit gewählt: bequem und vornehm. So verzichtet die Cusanus-Akademie auf allen traditionellen und rein repräsentativen Ballast und entspricht somit weitgehend den Erfordernissen lebendiger kultureller Begegnung. Allerdings gibt es noch Mängel: die Räume reichen bei weitem nicht aus, vor allem fehlen noch Räume für kleine Gruppen und Räume für Parallelveranstaltungen. Geplant sind: eine Bibliothek, Leseräume, Aufenthaltsräume, weitere Zimmer und ein zweiter großer Vortragssaal. Mögen diese Pläne bald verwirklicht werden!

Hans NOTDÜRFTER

(1) ZELGER, Dr. Anton: Das Haus der Kultur „Walther von der Vogelweide“. In: Der SCHLERN, Festschrift 1967, S. 146—150; S. 149 f.

(2) AMONN, Walther: Baugeschichte. In: Der SCHLERN, Festschrift 1967, Seite 150—154.

(3) Leitner, BERNHARD: Der Fetisch Kulturzentrum, in: Die ZIT, 26.1.1968, Nr. 1-1 S. 9 f.

Theater als Institution

Luis BENEDIKTER, Sozen

Die Kunst und in besonderem das Theater ist der Seismograph der kulturellen Vitalität eines Volkes.

Das Theater ist Dialog über die menschlichen Probleme schlechthin, es deckt die tiefsten Hintergründe menschlichen Seins auf. Das soll nur gesagt sein, um die soziale Funktion des Theaters und der Theaterarbeit zu unterstreichen.

Die Auffassung des Theaters als art pour l'art, als modischer Regiestil, als Show des Hauptdarstellers, oder als Ausdruck einer herrschenden Gesellschaftsschicht ist überwunden.

Es wird unter diesem Blickpunkt oft von „bürgerlichem Theater“ und von „Volkstheater“ gesprochen. Diese beiden Erscheinungen sind heute in einer Entwicklung begriffen, bei welcher das bürgerliche Theater als Ausdruck einer sozialen Minderheit abgelöst wird von der neuen Form des Volkstheaters. Darunter versteht man ein Theater, das sich nicht mehr in Händen einer gesellschaftlichen Klasse befindet, sondern dessen Organisation und Subvention von öffentlicher Hand gesteuert wird. Und das gerade deshalb, weil man dadurch größere Unabhängigkeit erreicht und das Bildungsgut des Theaters breiteren Schichten zugänglich macht.

Es ist also ein Demokratisierungsprozess angelauten, der sich der gesamten zeitgenössischen Entwicklung anpaßt. Auf historischer Ebene hat sich dieses Phänomen lange schon abgezeichnet; es ist der Übergang von der Hegemonie einer bürgerlichen Gesellschaftsschicht zu einer demokratischen Gesellschaft. Im übrigen: Die Glanzzeiten der dramatischen Kunst entsprachen oft historischen Epochen von sozialem Gleichgewicht und Wohlstand (z. B. Zeitalter des Perikles, das Elisabethanische Zeitalter usw.).

Siegfried Melchinger ist der Meinung, daß das Zeitalter, in dem die Gesellschaft in der Lage gewesen sei, ihre Vergnügungen selbst zu finanzieren, möglicherweise überall schon in den letzten Zügen liege. Bei uns sei diese Situation an den Rand der Vergangenheit gerückt. Zwar spiele der Kassenrapport auch in den subventionierten Bühnen noch eine Rolle, aber die meisten Privattheater könnten ohne Zuschüsse nicht existieren. Es werden aber auch Stimmen laut, die verächtlich vom Mythos des Volkstheaters sprechen. Man hat Armand GATTI, einem der bedeutendsten Vertreter der französischen Avantgarde, zugerufen: „Zum Teufel mit euren teatri stabili!“

In der Tat: schon der Wortsinn der Stabilität verweist auf establishment. Ob dahinter eine bürgerliche Gesellschaft steht oder ein Staat, in dem es nur noch eine (nichtbürgerliche) Gesellschaft gibt, ist irrelevant gegenüber der Feststellung, der sich kein Sachkundiger verschließen kann: **Wo immer sich Theater als eine Betriebsform stabilisiert, wird es eine gesellschaftliche Institution.** Eine Institution der Gesellschaft war das Theater bei den Griechen, bei Shakespeare, eine Institu-

tion der Gesellschaft ist es in einem sozialistischen wie in einem nichtsozialistischen Staat. Es ist ein Gehäuse, in dem sich Leben etabliert. Leben wird immer gegen die Vorstrebungen eines Gehäuses, gegen die Stabilität als solche, opponieren; Theater wird von lebenden Menschen vor lebenden Menschen gespielt. Das heißt: Gegenwart muß in das Gehäuse einströmen. Sie wird das Gehäuse verändern, aber es wird ein Gehäuse bleiben...“ (Melchinger). Erich FRANZEN vertritt einen noch härteren Standpunkt, indem er behauptet, daß das wahre Volkstheater gegen die Gesellschaft gerichtet sei, in der es existiert. Wir brauchen ein Theater, das eingreift; Theater in der Front der Protestbewegung, Kräfte, die an den Pfeilern der Stabilität rütteln. Dramatiker, wie MOLIERE, LESSING, SCHILLER, HAUPTMANN, haben auch nicht geschwiegen, wenn es um Probleme ihrer Zeit ging. Sie haben zugestoßen! Deshalb sind sie von der Justiz oder von ihren Landesherrn verfolgt worden.

Es ist aber ebenfalls eine Tatsache, daß keine Geistlichkeit den Autor des „Tartuffe“ heute mehr ernsthaft den Flammen überantworten möchte, daß keine fromme Bürgerschaft an dem Nathan mehr Anstoß nimmt (vor allem wenn die Rolle des Patriarchen gestrichen wurde), daß heute „Kabale und Liebe“ kaum noch das Ärgernis eines Landesherrn hervorrufen könnte, daß Gerhart HAUTMANNs Stücke keine Skandale mehr provozieren, daß man bei BRECHTs „Mahagony“ sich keine Saalschlachten mehr liefert (obwohl das Südtiroler Publikum nicht zu unterschätzen ist). Der Prozeß, daß ein Stück sich im Laufe der Geschichte zur Klassizität entschärft, ist nicht aufzuhalten. Siegfried MELCHINGER ist der Meinung, daß kein Dramatiker für die Ewigkeit geschrieben habe, alle hätten sich an ihre Zeitgenossen gewandt, die sie selber gewesen seien. Was ist also nun das Kriterium großer Dramatik? „Ist es nicht die Kraft, mit der es ihr gelingt, durch das Vergehen der Zeit hindurch einen Moment zu expandieren, der sich in der Erinnerung derer, die ihn erlebt haben und für die er sozusagen angerichtet worden ist, fortsetzt, um womöglich fortzuwirken?“

Wenn solches Theater gespielt wird, wenn solche Augenblicke gelebt werden, überwinden wir alle Barrieren der Institution. In solchen Augenblicken wird Kunst wirksam!

Die Tradition, das historische Repertoire, hat seine Berechtigung. Aber unsere Zeit gehört unseren Zeitgenossen. Alle Sympathien für die MROZEK, Peter WEIS, BEKETT und wie sie alle heißen. Sie rütteln an den Pfählen, „Opposition ist das Vorrecht der Kommenden, wie Erstarrung die Gefahr der Gehenden ist.“ (MELCHINGER).

PISCATOR, BRECHT und ihre Anhänger haben Anfang der 30iger Jahre in Berlin

programmatisch opponiert. Sie gehören teilweise schon der Geschichte an. Heute sind es BROOK, STREHLER, GATTI. Sie wettern gegen die bürgerliche Kultur, gegen den Krieg der Amerikaner in Vietnam. Damit sind wir bei der Frage, ob und wie das Theater zur Weltveränderung beitragen könne und solle. Niemand wird heute ernstlich der Ansicht sein, daß man mit Hilfe des Theaters einen STALIN oder HÜLLER stürzen könne. Sicherlich kann es aber zur Bewußtwerdung einer weltanschaulichen, politischen und sozialen Situation beitragen. Das heutige Menschsein zeigt ganz andere Aspekte und Substanzen (OPPENHEIMER, PIUS XII., CHURCHILL, MARCOUSE, MARRAUD) als etwa der Bruderzwist in Habsburg oder „Der Vogelwändler“. Wer soll sich mit diesen Problemen auseinandersetzen? Etwa nur das Welttheater, das Theaterpublikum der Metropolen?

Jeder kennt die Institution in Südtirol, die für Gastspieaufführungen verantwortlich ist. Wer anerkennt nicht die Leistungen, die freiwillige Mitarbeiter und Mäzene in den letzten 20 Jahren erbracht haben. — Von der Petroleumlampe, vom Gaslicht auf der Bühne zum elektrischen Lichtkaruseil ist wahrlich ein weiter Schritt. Nicht minder weit aber scheint mir der Sprung von GOETHE zu BRECHT, SARTRE und BEKETT zu sein. — Schön ist der Gedanke, SCHILLER im „neuen Theaterhaus unserer Heimat“ zu erleben, weniger schön aber der, daß unsere zeitgenössischen Autoren aus dem Forum der Kultur nahezu verbannt sind, soweit sie nicht das „Stigma“ des „Gesunden und Sauberen“ tragen. Die „Unreinen“ sind also genötigt, beim kargen Lichte einer Funzel in irgendeiner Bruchbude, in Gemeinschaft von „Linksdenkenden und Unzufriedenen“ BRECHT, SARTRE und BEKETT zu lesen. Eine neue Form von wider Romantik, das sogenannte Kranke, während die Schöngelstiger, auf Samt gebettet, dem feierlichen Orakel klassischer Heilssprüche im Flutlicht der Scheinwerfer lauschen, um endlich das rettende Lösungswort für eine glücklichere Zukunft zu finden. Es handelt sich im letzten Falle um einen bewußten oder unbewußten Sturz. Denn draußen, außerhalb des Kulturtempels, riecht es nach Pommes frites, Bratwurst und Konsumgesellschaft. Denn, wenn sich Theater mit Leben identifizieren soll und nicht mit zeitferner Illusionsmusik, dann werden die Mythen unserer klassischen Dichterpersönlichkeiten fallen müssen, wenn das Theater den Menschen von jetzt und heute ansprechen soll, dann wird der Kulturtempel entweiht, dann werden die Götzenstandbilder, umgestoßen, die Vestalinnen „arbeitslos“ werden. Ich bin aber überzeugt, daß Menschen, die heute heutiges Geld verdienen und heutiges Rindfleisch essen ein Anrecht auf heutiges Theater haben. Es geht nicht um vergangene oder erträumte Sternstunden in Südtirols Kulturleben, sondern um den Ausschluß an den nächsten Zug.



Bild von Sybille MUMELTER,
geb. am 26. 8. 1946 in Bozen

Nussknacker

Paß auf, daß niemand
dir dein Gehirn aufknackt
wie eine Nuß
und alles bloßlegt,
deine Gedanken,
so daß herauskommt,
daß du feig bist,
feig feig feig.

I.B. Perfahl

Wenn man zusammenfaßte

Wenn man alle Frühlinge, die schon gekommen sind und die noch
kommen werden, zusammenfaßte in einen einzigen Frühling.
wenn man alle stattgehabten und noch stattfindenwerdenden Feuers-
brünste zusammenfaßte in eine einzige Feuerbrunst,
wenn man alle Küsse, die je getauscht worden sind und die man noch
tauschen wird, zusammenfaßte in einen einzigen Kuß,
wenn man die Vogelschreie, die je ertönten und die noch ertönen wer-
denden zusammenfaßte in einen einzigen Vogelschrei,
wenn man die Menschen, die je mächtig oder machtlos, listig oder
vertrauensvoll oder keins von beiden oder glücklich oder unglück-
lich oder keins von beiden waren und noch sein werden, zusammenfaß-
te in einen einzigen Menschen,
was wäre das für ein wilder Frühling,
was wäre das für eine wilde Feuerbrunst,
was wäre das für ein wilder Kuß,
was wäre das für ein wilder Vogelschrei,
was wäre das für ein Mensch.

I.B. Perfahl

geboren am 22. April 1944 in Enneberg/Gadertal. Studierte von 1968 bis im Vinzentinum/Brixen. Die staatliche Matura absolvierte er im Frühjahr 1966 am Staatlichen Gymnasium-Lyzeum in Bruneck. Derzeit ist er Theologiestudent an der philosophisch-theologischen Hochschule in Brixen.

S U

Jö de len les feies
spères, fracognades
se destaca zonza d'ont en sofl.
bandoreia, desco 'n som
de dui país co fesc peia,
jö y por cortesc ia.
Bludri fios,
en iade plens de dúc
ol'è-pa i ciantadús
da 'n tomp?
Na cröcia crista sön majfra.
Sön les crèstes sböra l'ont.
Ci tomp —
Daiirete, creatöral!
Vigne süst encö
fesc usc de chel co spera.

ENCORS CIOMUN

Ia dô chel col se stan sauri,
Amez les cianties dai vici,
A l'aria fresca dadoman,
Apena che le dê met man.

Ia dô chel col se stan sauri,
Olà che pres y ciamp s'la rí,
Olà ch'an alda te velin
Na usc sotida rondain.

Ia dô chel col se stan sauri,
Danlò iu pò presc endó jí,
Danlò mia ücia cuca sö
Danter i lens florís da nó.

Ia dô chel col se stan sauri,
Canché la löna s'alza a cí;
Canché le rü bel chât rabesc,
En pesc mio cör s'endormedesc.

Ia dô chel col se stan sauri,
Sen döt le monn è a dormì.
Sen aldi iu damprò tal som
Töa usc co disc — Iu t'ò tres bun.

LE TRU

Por scüiranta net
Ciap co ciontencia susc.
Jess le tru daien
söng eng leng?

Jess na stera dampertova.
Rü morveies dant rogor
cong rosta tompla abramida.
Spo ünida?

Crep empüntasö.
Jess ombria cuntra ciasa
zonza crusc?
Dô chel cöl lomina usc.

EINSAM

In einer lautmaleriſchen Sprache entwirft der Dichter ein eindrucksvolles Bild vom Herbst mit den fallenden, fahlen Blättern, mit kahlen Bäumen, mit dem beißenden Sturmwind. Dazwischen hält der Schrei einer mageren Kuh, die keine Weide mehr findet. Mit dem absterbenden Leben verbindet sich doch letztlich untrügerisch ein Schimmer der Hoffnung.

HEIMWEH

Ein Bergrücken trennt den jungen Dichter von der kleinen, bäuerlich-trauten Weit, in der er die Kinderjahre verlebt hat. In der Phantasie, die von einem unartikulierten, wehmütige Gefühl befruchtet wird, sieht er sein Heimathaus, hört er vertraute Stimmen, spürt er die weihewolle Stille einer Mondnacht. Liegt nun einmal alles im tiefen Schummer, vernimmt der Dichter die geheimnisvollen, schmeichelnden Worte „Ich liebe Dich immer.“

DER PFAD

Allein taumelt der Mensch durch das Leben. Aus dem Trubel der Welt leuchtet ihm kaum ein Stern. Auch die „Liebe“ endet in Kälte und Verlogenheit. Würde nicht irgendwo ein Heim felsenfest dastehen, so verlöre der haltlos-schwankende Mensch sein Ziel. Nur in der Einsamkeit des Herzens flüstert eine Stimme und gibt ihm einen Rückhalt.

„DER STUMME PROPHET“

kein Trotzkiroman

Nach dem Tode LENINs (1924) begann in der Sowjetunion zwischen STALIN, der sich anfangs mit SINOWJEW verband, und TROTZKI ein Machtkampf um die Führung der Partei. STALIN setzte sich, trotz des Posttestaments LENINs, in dem seine Nachfolge als gefährlich bezeichnet wird, durch und erreichte, daß 1927 auf dem XV. Parteitag sein Rivale aus der KPdSU ausgeschlossen wurde, nachdem TROTZKI schon zwei Jahre vorher das Volkskommissariat für das Kriegswesen verloren hatte. Leo TROTZKI wurde mit seinen Anhängern nach Alma Ata verbannt; 1929 des Landes verwiesen. Diese Vorgänge im bolschewistischen Rußland verfolgte die westlichen Intellektuellen mit großem Interesse und man empfand, als die Verbannung TROTZKI bekannt wurde, Sympathien für den feinführenden Revolutionär. In seinem Schicksal, so persönlich und zufällig es im einzelnen sein mochte, glaubte man die tatsächliche Entwicklung des revolutionären Geistes zu erkennen.

Als ich am Vorabend des Oktoberjubiläums das Revolutionsmuseum in Leningrad besuchte, fand ich, daß auch heute noch TROTZKI „in Ungnade der Partei“ steht und kaum erwähnt wird.

Im Auftrag der „Frankfurter Zeitung“ reiste Joseph ROTH im Winter des Jahres 1926 in das bolschewistische Rußland, nach Leningrad und Moskau, um den Lesern dieser Zeitung seine Erlebnisse und Eindrücke zu schildern. Damals flammten noch die internen Machtkämpfe zwischen der stalinistischen und trotzkistischen Fraktion auf, und Joseph ROTH konnte sich in seinem gebrochenem Russisch an Ort und Stelle eingehend über die Auseinandersetzungen informieren. Von diesem Moskauer Aufenthalt zurückgekehrt entwarf ROTH im Januar 1927 eine Rede über die Verbürglichung der Revolution in Rußland und begann an einem Revolutionsroman zu schreiben. Unter allen seinen Erzählungen und Romanen arbeitete er an diesem Werk am längsten, immer wieder abgehalten durch andere Einfälle und Projekte, und brachte es dennoch nicht zum Abschluß. Außer den beiden Teilabdrucken „Ein Kapitel Revolution“ und „Der stumme Prophet“, die 1929 in einer Anthologie von Hermann KESTEN und in der „Neuen deutschen Rundschau“ erschienen, blieb das Werk ein Torso und mußte wohl ein Torso bleiben. Denn Joseph ROTH konnte zwar ausgezeichnete Charaktere beschreiben, Milieus einfangen, nicht aber einen von Ideen getragenen politischen Roman mit all seinen Schattierungen schreiben. Hier mußte ROTH scheitern. Denn im Grunde faszinierten ihn nicht Ideen, sondern Individuen, nicht Programme, sondern Gebräuche, nicht Thesen, sondern Sitten. Eine belebte schmutzige Judengasse war ihm bedeutsamer als eine Gesellschaft von Künstlern, eine Synagoge wichtiger als der Regierungspalast, ein sonnenbeschienenes Fenster interessanter als ein Argument.

Einem Schriftsteller wie Joseph ROTH, der mit seiner Sprache und seinem Stil, einem Stil ohne Koketterie — er erinnert an Flaubert, den er verehrte und nach-

eiferte — versteht das dunkle bedrohliche 20. Jahrhundert in Miniaturbildern und Chiffren aufzulösen, kann der Wurf zu einem Revolutionsroman nicht gelingen, er muß ein Fragment bleiben. Ein Fragment, das in drei verschiedenen Fassungen nach einem odysseischen Weg wiedergefunden wurde; aber jetzt, wie es uns vorliegt, eigentlich kein Fragment mehr ist, denn es bricht nicht ab und ist in einzelnen vollendet. Werner LENING hat in mühevoller Kleinarbeit die oft unlesbare Handschrift ROTHs entziffert.

Joseph ROTH, „Der stumme Prophet“. Roman.

Köln - Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1966, 288 S., 14,80 DM.

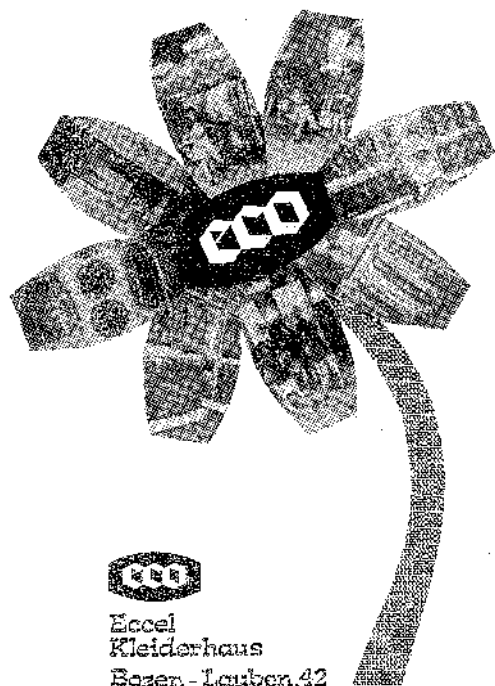
Dieser Roman, den ich als Tagebuch in Romanform bezeichnen und als „Bericht“ der Neuen Sachlichkeit einordnen möchte, gleicht einer Kette von Einheiten, die leider nicht zu einer Einheit finden. Er war nicht als TROTZKIroman angelegt, wie man vermutete, bevor man das Manuskript entdeckte, sondern ROTH erzählt die Geschichte des Revolutionärs Friedrich KARGAN, der eine fiktive Gestalt ist und dessen Entwicklung nicht real verläuft. Und wie eine Welt hinter Glas, erkennbar und doch verschwommen, treten SAVELLI, L., R., und T. auf, hinter deren Schiffern sich STALIN, LENIN, RADEK, und TROTZKI verbergen. Sie gleichen Gespenstern, denen aber die Magie ihrer historischen Größe fehlt und die nicht zur dämonischen Entfaltung gelangen ihre Unzulänglichkeit schimmert öfter durch. „Der stumme Prophet“ — Friedrich KARGAN, in Odessa als unehelicher Sohn geboren, in Triest bei einem reichen Kaufmann aufgewachsen, spürt ein sehnliches Verlangen nach innerem Halt und nach einem Vaterland. Aus reiner Naivität wird er Revolutionär („Er war naiv, denn er war ein Revolutionär“), schließt sich der führenden Gruppe der russischen Revolutionäre an, um die Welt und die Gesellschaft nach deren Ideen neu zu gestalten.

Er, der die Dekadenz der bürgerlichen Gesellschaft durchschaut und erkennt, „daß man mit Hilfe des Geldes alles machen kann und beinahe alles mit Hilfe des Verstandes“, er, der als Heimatloser den inneren Zerfall der Donaunarchie besser empfindet und ständig zwischen Wien, Zürich, Moskau, Sibirien — den Stationen der Revolutionäre — unterwegs ist; der sich berufen glaubt, die Menschheit umzuformen und das System neu zu ordnen und der sich dennoch in Wien, wo er sich durchhungert, um das Studium nachzuholen in die adelige Hilde von Maerker verliebt, einem Mädchen aus jener Klasse, die er zu bekämpfen sich vornahm; er, der sich anstrengen muß, um nicht in den Sog der ausgehöhlten Intelligenz zu geraten; der „auf Seiten der Armon“ steht und „den Mächtigen wehtun“ will; der sich ganz „für die Sache“ einsetzt, der in Rußland, in Österreich, auf dem Balkan kämpft und als hoffnungsvoller Revolutionär für die bessere Zukunft Gegenwart wird; er, der

Reden hält, Berichte schreibt, Genossen anspricht und sein Heil im Kommunismus sucht — dieser Friedrich KARGAN schlottert und verstummt, als er nach dem Sieg der Revolution enttäuscht erkennt, daß sich ihre Ideale nicht verwirklichen lassen und eine gewissenlose revolutionäre Macht nicht vermöge eine vollkommene und gute Welt zu schaffen. Der romantische Traum, daß die Revolution das Glück der Menschen herbeiführe, ist ausgeblüht, zerbrochen an der politischen Realität. KARGAN erkennt, daß die neuen Herren Rußlands oder St. Petoraburg so imperialistisch denken wie die alten und daß die Revolutionäre „den Juden gleich, die sich immer nach dem Osten wenden, wenn sie beten, so richten sich die Revolutionäre immer nach rechts, wenn sie antingen, öffentlich zu wirken“. Denn ihm schien der Unterschied zwischen den alt-russischen und revolutionären Machthabern nur gering. KARGAN sieht, daß die Revolution nach den Jahren sich verbürglicht, der Macht anheimfällt und die eigenen Kinder frißt, resigniert, da er sich nicht zum Werkzeug des Anonymen machen kann und daß er trotz seines Eifers für das Programm, „draußen vor der Tür“ bleiben muß.

Und so läßt er sich zur Einsicht kommen, daß „der einzelne immer unterliegt“ und daß es Erfüllung nur am „Rande der Welt“ gibt, mehr freiwillig als erzwungen von SAVELLI nach Sibirien verbannt, dorthin, wo ihn einst schon der Zar geschickt hatte. Denn: „Die Seligkeit einmal für eine große Idee und für die Menschheit gelitten zu haben, bestimmt unsere Entschlüsse auch lange noch, nachdem der Zweifel uns heilsichtig gemacht hat, wissend und hoffnungslos. Man ist durch ein Feuer gegangen und bleibt gezeichnet für den Rest seines Lebens“. Er gleicht einem Kapitän, „dem ein Schiff untergegangen ist und der gegen seine Pflicht und gegen seinen Willen dank einem göhässigen Schicksal am Leben blieb, dem Leben auf der Erde erhalten, die ein fremdes Element war“. Joseph ROTH ist mit diesem Rückzug nach Sibirien nicht einverstanden und verlangt, daß man „in der geräuschvollen Leere“ mutig ausharren und das „Heimweh nach Einsamkeit“ unterdrücken müsse. Und so hofft ROTH mit dem Leser am Schluß des Romans, daß KARGAN und sein Freund BERZEJEW die Flucht aus Sibirien vorbereiten.

Hansotto AUSSERHOFER



I. Die rechtlichen Voraussetzungen

Der Beschluß des Ausschusses der Südtiroler Hochschülerschaft in seiner Sitzung vom 22.12.1967, den Meraner Hochschulwochen 1968 fernzubleiben, trug bereits die Aufforderung an den neuen Vorstand in sich, Verhandlungen mit dem Südtiroler Kulturinstitut aufzunehmen.

Am 23.1.1968 fand deshalb eine erste Aussprache zwischen der Südtiroler Hochschülerschaft und Vertretern des Südtiroler Kulturinstitutes in Innsbruck statt. Das Gespräch brachte jedoch keine neuen Ansatzpunkte in der Haltung des Kulturinstitutes bezüglich der Meraner Hochschulwochen.

In der Sitzung vom 9.4.1968 genehmigte der Ausschuß den Vorschlag von Dr. Otto SAURER (Protokoll Seite 6) und beauftragte den Vorstand, das Südtiroler Kulturinstitut davon in Kenntnis zu setzen.

Am 22.8.1968 übermittelte der Vorsitzende der SH dem Präsidenten des SKI diesen Ausschlußbeschuß und ersuchte das SKI um eine Besprechung über diese Richtlinien. Am 20.9.1968 fand auf Einladung des SKI eine erste Aussprache statt. Prof. WALDTHALER betonte bei diesem unverbindlichem Gespräche über den vor-

gelegten Beschluß der SH, das SKI sei zur Überzeugung gekommen, daß die derzeitige Struktur und Ausrichtung der Meraner Hochschulwochen abgeändert werden müsse, da die ursprüngliche Zielsetzung nicht mehr vorliege. Beide Parteien drückten bei dieser Aussprache den Wunsch aus, so schnell wie möglich mit den Gesprächen zu beginnen. Gleichzeitig wurde betont, daß beide Kommission verbindlich sprechen werden.

Der Vorsitzende berichtete in der Ausschußsitzung vom 27.9.1968 über dieses erste informative Gespräche mit dem SKI auf der Basis der von uns eingereichten Reformvorschläge (Protokoll vom 27.9.1968, Seite 2).

In der gleichen Sitzung beauftragte der Ausschuß den Vorstand, „die Verhandlungen mit dem SKI und mit allen interessierten Kreisen über eine strukturelle und ausrichtungsmässige Mitgestaltung bei den Meraner Hochschulwochen im Sinne der Beschlüsse vom 22.9.1967 und 9.4.1968 fortzusetzen.“ (Protokoll vom 27.9.1968, Seite 3) (Der Ausschuß lehnte den Antrag des Kulturreferenten Perkmann, das Gespräch mit dem SKI „bis auf weiteres zu vertagen“, mit 21 Gegenstimmen bei 2 Enthaltungen ab. (ebenda, Seite 4))

Der Vorsitzende stellte auf Grund dieser Beschlüsse des Ausschusses die Kommission der SH zusammen, die aus folgenden Mitgliedern bestand:

Gottfried EBNICHER, Vorsitzender des Ausschusses der SH

Hellmuth LADURNER, Vorsitzender des Vorstandes und Kulturreferent ad interim. (PERKMANN trat am Tage nach der Ausschußsitzung von seinem Amt zurück)

Hansjörg DELL'ANTONIO, Innenreferent und gewählter Vorsitzender des Vorstandes für das Tätigkeitsjahr 1969.

Dr. Otto SAURER, Altvorsitzender der SH

II. Die Verhandlungen

Am 8.10.1968 fand die erste Besprechung statt. Die Kommissionsmitglieder arbeiteten auf Grund der Richtlinien vom 9.4.1968 einen schriftlichen Entwurf aus. Auch von Seiten des SKI wurden zwei Entwürfe eingebracht, wovon einer als Alternativlösung gedacht war und deshalb auch im Laufe der Sitzung fallengelassen wurde. Die Besprechung brachte eine weitgehende Übereinstimmung der Standpunkte und die Kommissionsmitglieder der SH erstellten deshalb für die nächstfolgende Be-

Zur Lösung des Supplentenproblems

Am 14.4.1969 trafen sich in den Räumlichkeiten der Südtiroler Hochschülerschaft Vertreter der SH und der Interessengemeinschaft Supplenten auf Zeit, um Fragen und Probleme zu klären, die sich im Zusammenhang mit dem von der ISZ und der „Kommission für Schulfragen“ (Unterkommission Supplentenprobleme) erarbeiteten Lösungsvorschlägen ergeben. Die Südtiroler Hochschülerschaft hat schon bei verschiedenen Tagungen auf dieses dringende Problem hingewiesen und gefordert, die Lage zu klären und der Situation mit geeigneten Maßnahmen zu begegnen.

Die Südtiroler Hochschülerschaft begrüßt es, daß sich die Betroffenen zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen haben, um diesen Problemkreis zu studieren und Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

Das Problem und die vorliegenden Lösungsvorschläge wurden ausführlich erörtert.

Die Südtiroler Hochschülerschaft und die Interessengemeinschaft Supplenten auf Zeit stellen fest:

1. Das Supplentenproblem ist das schwerwiegendste Problem unserer Schule. Zum Wohle unserer Heimat, unserer Schule und der Beteiligten muß eine Lösung gefunden und verwirklicht werden.
2. Die aufgezeigten und konkret ausgearbeiteten Lösungsvorschläge befürworten sie aus folgenden Gründen:
 - a) Sie garantieren eine angemessene Ausbildung der heutigen Mittelschullehrer und bewirken somit eine Hebung des Niveaus der Schule.

b) Unter den heutigen Verhältnissen ist es unmöglich, einen stabilen und ausgebildeten Lehrkörper an den einzelnen Schulen aufzubauen. (Jedes Jahr ist 1/4 des Lehrkörpers neu). Die vorgeschlagenen Lösungen würden eine wesentliche Besserung dieses Sachverhaltes bewirken.

c) 68% aller Supplenten sind Hochschüler. Ihnen kann auf diese Art geholfen werden.

d) Nach statistischen Berechnungen wird in Zukunft eine sehr große Anzahl von Mittelschullehrern benötigt. Es ist daher auszuschließen, daß Mittelschullehrer mit akademischer Ausbildung um einen Arbeitsplatz besorgt sein müssen.

e) Die Stellen an den Oberschulen bleiben akademisch ausgebildeten Lehrkräften vorbehalten.

f) Die Vorschläge bessern die soziale Lage der Betroffenen.

g) Die Lösung ist einmalig und beschränkt (in Form und Dauer).

3. Im Interesse der Schule ist es notwendig, einen möglichst großen Teil der heutigen Mittelschullehrer mit dieser Lösung zu erfassen.

4. Diese Kurse bilden keinen Ansatz zur Errichtung einer Universität (z.B. keine Fakultäten).

Sie ersuchen alle Verantwortlichen, die vorliegenden Vorschläge zum Wohle der Schule und ihrer tragenden Kräfte, tatkräftig zu unterstützen und voranzutreiben.

5. Eine Reihe von zeitbedingten Umständen begünstigt die Lösung.

6. Die ASM und die Unterkommissionen II und III der Kommission für Schulfragen haben sich positiv zu den Vorschlägen geäußert und deren Verwirklichung in Entschlüssen gefordert.

Für die ISZ
Der Vorsitzende
WOLFRAM GEBERT

Für die SH
Der Vorsitzende
HANSJÖRG DELL'ANTONIO

11. april 1969

konkrete dichtung und visuelle poesie vortrag von gerhard mumelter (kulturreferent der hochschülerschaft)

diese moderne dichtungsart — ganz neu ist sie keineswegs, nur hat man bei uns wenig oder nichts davon gehört — hat sich aus der konkreten malerei entwickelt: konkret bedeutet gegenstandslos, abstrakt ist hingegen gegenständig, unsere bisherige auffassung davon ist also falsch. die werte der konkreten malerei sind far-

be, fläche, punkt und strich, die der dichtung buchstabe, silbe, wort, das rein visuelle hat den vorrang. der vortragende geht unter anderem auf die geschichte der visuellen poesie ein: vorläufer dieser dichtungsart könnte man schon in barocken schriften sehen, um das wesen der visuellen poesie zu veranschaulichen, zeigt der referent beispiele der bekanntesten konkretisten, die angekündigte diskussion fällt — leider — aus, da das publikum nur sehr spärlich erschienen ist (dr. ebner hatte sich geweigert, eine ankündigung in seiner zeitung zu bringen).
verena reich

sprechung vom 30.10.1968 einen zweiten Entwurf, der alle verbindlich getroffenen Vereinbarungen enthielt.

Leider mußten wir feststellen, daß die Kommissionsmitglieder des SKI (Prof. WALDTHALER, Prof. CESCOTTI und Dr. EGGER, der ab der zweiten Sitzung von Direktor MARCH vertreten wurde), das Wort verbindlich in anderer Weise aufgefaßt hatten als wir: für sie kann eine Verhandlungskommission gewissermaßen nur das Material für die internen Besprechungen des Ausschusses des SKI sammeln. Die Kommission selbst fühlt sich in keiner Weise an die getroffenen Abmachungen gebunden.

Der Vorsitzende der SH sah sich daher leider gezwungen, die Sitzung abbrechen zu lassen. Er erklärte weiterhin, daß die SH auch im kommenden Jahr 1969 an den Meraner Hochschulwochen nicht mitarbeiten wird. Abschließend stellt er an das SKI das Ansuchen, die in der Sitzung vorgelegten Richtlinien direkt dem Ausschuß des SKI vorlegen zu können, da durch den Umweg der Berichterstattung allzu leicht Mißverständnisse entstehen können. Das Ausschuß des SKI lehnte diesen Antrag ab und verwies die Behandlung des Problems wieder an die Kommission zurück. Daraufhin zog die Kommission der SH in der Sitzung vom 23.11.1968 den

zweiten Entwurf, der auf Grund von Kompromissen zustande gekommen war, zurück und bestimmte als Verhandlungsbasis den ursprünglichen Entwurf. Das SKI hingegen reichte als Ausgangsbasis für die Verhandlungen einen neuen Entwurf ein.

In den Sitzungen vom 23.11. und 7.12.1968 konnte dann die Übereinstimmung in den wesentlichen Punkten erzielt werden. Das Ergebnis dieser Aussprache (siehe SKO-LAST 1/1969) wurde in der Woche vor Weihnachten vom Ausschuß des SKI und vom Ausschuß der SH in seiner Sitzung vom 30.12.1968 gutgeheißen. (Protokoll Seite 3)

STATUTENENTWURF

Artikel 1 Name und Aufgabenbereich.

§ 1 XY (Name noch nicht bestimmt) ist ein kultureller Verein mit Sitz in Bozen und mit folgenden Aufgabenbereichen:

- die Probleme der studierenden Jugend im Lande intensiver bekannt zu machen
- Kontakte mit den Universitäten des deutschen und italienischen Kulturraumes zu schaffen und zu pflegen
- die Frage der Studententitelanerkennung zu studieren und diesbezügliche Vorschläge zu erarbeiten sowie die mit den Hochschulreformen verbundenen Probleme zu untersuchen
- die intellektuelle Schicht der Bevölkerung zu aktiver kultureller Mitarbeit heranzuziehen
- im Rahmen einer größeren Veranstaltung — in Fortsetzung der Meraner Hochschulwochen — Programme zu bieten, die sowohl dem allgemeinen Geist der Zeit als auch den kulturellen Notwendigkeiten unseres Landes dynamisch und aufgeschlossen entsprechen. Für diese Veranstaltung weisen außer Meran auch andere Orte Südtirols die organisatorischen Voraussetzungen auf.

Artikel 2 Mitglieder

§ 2 Gründungsmitglieder des Vereines sind das SKI und die SH. Außerdem können dem Verein alle natürlichen Personen und alle Rechtspersonen beitreten, die vom Arbeitsausschuß (vgl. Art. 5) in geheimer Abstimmung mit einfacher Stimmenmehrheit aufgenommen werden. Der Aufnahmeantrag muß in der nächstfolgenden Sitzung des Arbeitsausschusses behandelt werden.

Artikel 3 Organe

§ 3 Organe des Vereines sind:

- die Mitgliederversammlung (vgl. Art. 4)
- der Arbeitsausschuß (vgl. Art. 5)
- der Aufsichtsrat (vgl. Art. 6)

Artikel 4 Mitgliederversammlung

§ 4 Die Mitglieder des Vereines treten alle 3 Jahre zu einer ordentlichen Vollversammlung zusammen. Die Einberufung erfolgt durch den Vorsitzenden des Vereines oder bei dessen Verhinderung durch den stellvertretenden Vorsitzenden. Die Tagesordnung wird vom Vorsitzenden festgelegt. 1/10 der Vereinsmitglieder können einen Punkt auf die Tagesordnung bringen. Die Einberufung der Mitgliederversammlung muß mit Angabe der Tagesordnung öffentlich und durch die Presse erfolgen. Der Vorsitzende kann zudem außerordentliche Vollversammlungen einberufen. Außerdem können 3 Mitglieder des Arbeitsausschusses oder 1/3 der Vereinsmitglieder die Einberufung der Vollversammlung verlangen. Die Einberufungsvormalitäten muß der Vorsitzende in diesem Falle innerhalb von 15 Tagen ab Hinterlegung des entsprechenden Antrages vornehmen. Kommt er dieser Pflicht nicht nach, so sind dazu die Antragsteller auf Kosten des Vereines berechtigt. Die Vollversammlung muß frühestens 20 Tage und spätestens 40 Tage nach der Einberufung zusammentreten.

§ 5 Die Mitgliederversammlung hat folgende Zuständigkeiten:

- Wahl von 4 Mitgliedern des Arbeitsausschusses (vgl. § 8)
- Wahl des Aufsichtsrates (vgl. § 11)
- Abänderung des Statutes (vgl. § 6)
- Fassung allgemeiner Beschlüsse
- Vorschläge für Veranstaltungen
- Finanzielle Unterstützung

Jedes in der Versammlung anwesende Mitglied kann nicht mehr als eine Stimme abgeben.

§ 6 Das Statut des Vereines kann von der Mitgliederversammlung durch Zweidrittelmehrheit bei einer Anwesenheit von 2/3 der Mitglieder abgeändert werden. Zu allen anderen Beschlüssen genügt die einfache Mehrheit; bei Stimmgleichheit gilt der Antrag als abgelehnt.

Artikel 5 Arbeitsausschuß

§ 7 Der Arbeitsausschuß besteht aus 8 Mitgliedern: je zwei werden vom SKI und von der SH ernannt und vier werden von der Mitgliederversammlung (vgl. § 5, Abs. 1) gewählt.

Die gewählten Mitglieder bleiben für die Dauer von drei Jahre im Amt, die ernannten können jederzeit ersetzt werden.

§ 8 Für die Wahl von 4 Mitgliedern des Arbeitsausschusses (vgl. § 5, Abs. 1) erstellen das SKI und die SH je eine Kandidatenliste. Jede Kandidatenliste muß mindestens 9 Vorschläge aufweisen, wovon mindestens 1/3 nicht ordentliche Mitglieder der beiden vorschlagenden Vereine sein dürfen. Gewählt sind jene 2 Kandidaten jeder Liste, die die relative Stimmenmehrheit erreichen.

§ 9 Der Arbeitsausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und dessen Stellvertreter, außerdem wählt er den wissenschaftlichen Leiter, der nicht aus seiner Mitte kommen muß, der bei kulturellen Veranstaltungen beratend mitwirkt und bei allen endgültigen Entscheidungen anwesend sein muß.

§ 10 Der Arbeitsausschuß ist berechtigt, sich für die Durchführung seiner Aufgaben nach seiner Wahl Beratungsgremien anzugliedern, denen außer Mitgliedern des Vereines auch außenstehende Fachleute angehören können.

Artikel 6 Aufsichtsrat

§ 11 Der Aufsichtsrat besteht aus 2 Personen; er wird von der Mitgliederversammlung gewählt (vgl. § 5, Abs. 2).

Artikel 7 Sekretariat

§ 12 Sitz der Institution ist das SKI Bozen. Die Sekretariatsarbeiten der Institution werden vom Sekretär des SKI erledigt. Der Sekretär des SKI ist demnach gleichzeitig Sekretär dieser Institution.

Artikel 8 Übergangsbestimmungen

- Die erste ordentliche Vollversammlung tritt in der zweiten Dezemberhälfte 1970 zusammen.
- In der Zeit von der Gründung bis zur ersten Vollversammlung setzt sich der Ausschuß aus 4 Vertretern des SKI und 4 Vertretern der SH zusammen.
- Für denselben Zeitraum stellen sowohl das SKI als auch die SH je einen Rechnungsprüfer.

Es sollte für den Studenten eigentlich eine Beleidigung sein, ihm zu sagen, er sei unselbständig. Und doch bleibt ihm dieser Vorwurf nicht erspart. Wollten wir aber dafür z.B. die Landesverwaltung oder das Kulturinstitut beschuldigen, so täte man ihnen unrecht. Es war doch überall mehr oder weniger so, daß sich der Student bis heute mit dem Stipendium als solichem begnügte und eine damit verbundene Auflage, sich in die Interessenssphäre des Gebers hineinziehen zu lassen, oft als selbstverständlich hinnahm. Auf der anderen Seite verlangte man als Gegenleistung, oder es war sogar schon Voraussetzung, Gehorsam und Treue gegenüber Tradition und Anschauung. Man fühlte sich in diesem Pferch gar nicht unwohl. Gab es einen, der „hinausspähte“, wurde er entweder hinausgeschoben oder aufgefordert, bedingungslos nach traditioneller Weise weiterzufahren, um die Vorteile der Institution weiter genießen zu können.

Das Kulturinstitut kann dank der vielen Südtirolfreunde vielen das Studium ermöglichen und dafür gebührt ihm aufrichtiger Dank. Das Stipendium soll aber nicht (wenn gewiß auch in unbewußter Weise) zum Danaergeschenk werden, insofern, daß man in allem willfährige Lämmer aufziehen möchte, die dann wieder im Sinne der Alten vorbehaltlos weitermachen. Tradition kann man weder aufdrängen noch abschieben. Die kritische Auswahl des Traditionsgutes ist ein Vorrecht der Jugend und dieses soll von starren Traditionshütern nicht unterbunden werden. Wenn wir nun nach den Gründen suchen, die die heutige Jugend so kritisch, aufgeschlossen erscheinen lassen, so wird es recht schwer sein, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich glaube aber, daß man alle ernsthaften Bestrebungen unter einen gemeinsamen Nenner bringen kann: Freiheit. Aber warum Freiheit, wo wir doch alle in demokratischen Ländern wohnen, deren Verfassungen auf dem Prinzip der Freiheit aufgebaut sind? Es wäre wohl ein Fehlurteil, wollte man die heutigen Jugendbewegungen rein unter dem Gesichtspunkt des Geltungsbedürfnisses sehen. Ich gehe vom Standpunkt aus, daß die Jugend allem gegenüber aufgeschlossen ist, daß sie Vorbilder sucht, daß sie in einer technisierten und hochindustrialisierten Gesellschaft aber ermüdet wird und nach neuen Wertmaßstäben, Vorbildern, Idealen suchen muß; die traditionellen Werte sind oft nicht mehr annehmbar oder müssen zumindest abgeändert werden. Man könnte sagen, die heutige Jugend befindet sich in einer neuen Aufklärungsperiode, die sie selbst zu bewältigen hat. In diesem Übergangsstadium gibt es noch keine geeignete Werteskala, vielmehr eine tabula rasa, die erst ausgefüllt werden muß. Aufgrund der jüngsten Erscheinungen lassen sich nun vielleicht einige Schatten erhaschen, die in der neuen

Hochschüler unterwegs

Peter STEINER, Padua

Werteskala Gestalt annehmen könnten. Autorität, Gewalt, Nationalismus, Rassismus und einseitige Güterverteilung gehören zu den Faktoren, die von der Jugend bekämpft werden.

Warum Autorität? Die Jugend weiß auch, daß es eine Gesellschaftsordnung braucht, die in einer reinen Koordination nicht möglich ist. Es braucht also weiterhin Subordination, aber das heißt nicht, daß diese Subordination mit einem Scheinmittel funktionieren soll, wie es die theokratische Autorität darstellt, die einem gewöhnlichen Sterblichen mehr abverlangt als er vertragen kann. Sie zeugt also notwendig von Unsicherheit und Schwäche. Vulgar ausgedrückt: „Ring und Stab“ werden nur zum Zeigen getragen. Sie wirken wie ein Zauberinstrument auf die Masse. Sie sind nur da, um ein Gesellschaftsmitglied glaubwürdiger, mächtiger, erhabener erscheinen zu lassen. Dabei sind es bloße Pseudozeichen, die eine Massenwirkung und Massenhingabe hervorrufen. Diese Pseudofunktion von „Ring und Stab“ wird aber erst von einer kritischen Zeithaltung aufgedeckt, d.h. also, daß man bis heute darauf aus war, die Gesellschaftsordnung aufrecht zu erhalten.

Die heutige Jugend wendet sich auch gegen Gewaltanwendungen, Krieg und dgl. Daß diese Bestrebungen nur positiv, human ausgerichtet ist, versteht sich; wir verlieren also kein weiteres Wort darüber.

„Die Welt ist kleiner geworden“, schrieb man schon vor zehn Jahren. Das heißt aber nicht nur eine individuell bessere und schnellere Verkehrsverbindung, das deutet vor allem auf ein zwischenstaatliches, interkontinentales und schließlich innerweltliches geselliges Zusammenleben hin. Also weg mit nazistischem und rassistischem Geplänkel, hin zum Weltbürgertum. Mit dieser Zielsetzung tut sich aber noch ein anderes Problem auf: die Güterverteilung. Ein Teil der Welt hungert, ein Teil ist übersättigt. Nach dem praktischen Prinzip der Gleichheit der Bürger verlangt das eine Förderung des schuldlos Zurückgebliebenen, einen Ausgleich zwischen den beiden Klassen. Um das als Programmpunkt hinzustellen, braucht man nur vom fundamentalen menschlichen Prinzip auszugehen, daß jeder Mensch, da er nun einmal in die Welt „gestellt“ wird, das Recht zu leben hat, wobei wir unter Leben nicht ein Vegetieren verstehen, sondern eine der Leistung eines Menschen angepasste Lebensweise im Verhältnis zum sozialen Stand der übrigen Menschheit. Wir dürfen auch nicht unberücksichtigt lassen, daß in Europa z.B., als die demokratischen Verfassungen, beruhend auf dem Prinzip der Freiheit und Gleichheit, einzogen, nicht gleichzeitig eine neue Güterver-

teilung stattfand, sondern daß eine einseitige Güterverteilung schon da war und die übernommen wurde, d.h. also, daß die Freiheit der Privatinitiative in der Folgezeit oft nur formell gegeben war.

Vietnamdemonstrationen z.B. erschiener vielen als lächerlich, aber vergessen wir nicht den Zusammenhang. Die gegen die Vietnampolitik aufzutreten, verurteilten gleichzeitig analoge Erscheinungen in ihrem eigenen Gebiete. In dem Moment da ein materiell voll eingedeckter Mensch sieht, daß er einem „Nackten“ gegenüber übersteht (der ohne sein Verschulden „zu kurz“ gekommen ist), hätte der Über-sättigte zumindest eine moralische Verpflichtung, dem anderen beizustehen; tut er das nicht freiwillig, hat der andere — immer in menschlicher, moralischer und sozialer Hinsicht gemeint — das Recht dem „Vollen“ so viel abzunehmen als er selbst zum Leben braucht.

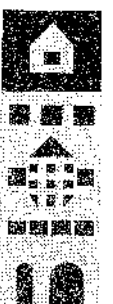
In bezug auf Güterverteilung möchte ich nicht nur die materielle Seite verstanden haben, sondern besonders auch die immateriell-geistige, die praktisch leider aus der erstoren resultiert und zwar in der Weise, daß z.B. eine öffentliche Meinungsbeeinflussung nur dem möglich ist, der ausreichende materielle Güter besitzt, und das steht doch im Widerspruch zu der praktischen Freiheit und Würde des Menschen.

Kehren wir nun noch konkret zu unserer Studentenschaft zurück. Gerade der Student, unabhängig von Familie und Beruf, sollte in der glücklichen Lage sein, das Gesicht der Welt abzutasten und dessen Ausdrücke zu kommentieren. Es mag auf Grund der jüngsten Erscheinungen mancher „Traditionsverteidiger“ dazu angeregt worden sein, über seine Einstellung doch etwas nachzudenken und damit wäre schon ein Fortschritt erreicht. Die Funktion des Studenten, das Sprachrohr der Jugend ist, das Weltgewissen in Aktion zu bringen, scheint sich immer deutlicher herauszuschälen. Das geschieht nicht aus egoistischen Erwerbsgründen, sondern nur aus Idealismus, aus Lebensfreude, aber auch aus Verantwortungsbewußtsein; man verzichtet auf Protektion, die eine spätere gute Stelle sichern könnte. Es ist Zeit, daß wir nicht nur in physischer, sondern endlich auch in geistiger Hinsicht zwischen jung und alt unterscheiden; wir dürfen nicht behaupten, daß es diese Unterscheidung bis heute nicht gab, aber Jugend in geistiger Hinsicht gab es nur unter großer Beeinflussung und schwerem Druck von seiten der Alten. Auch die heutige Jugend bejaht Tradition, aber sie will frei entscheiden, welche Richtlinien sie zu ihrem Lebensprogramm wählen will, denn sie hat einmal weiterzuleben

fr. eccel

ING. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

M Ö B E L
B Ö D E N
T E P P I C H -
L A U F E R
S T O F F E
U. M Ö B E L -
V O R H A N G -



T E P P I C H E

Anlässlich der SH-Studententagung in Brixen (Ende August 1969) organisiert die Südtiroler Hochschülerschaft einen Mal- und Fotowettbewerb.

1. Ausschreibung für Malerei

Die Ausschreibung umfaßt Werke der Malerei und der Grafik. Jeder Teilnehmer kann bis zu vier Arbeiten, ungerahmt und ohne Glas, samt Passepartout, einreichen. Die eingereichten Bilder dürfen nicht größer als 100 x 100 cm sein. Sie werden nach Abschluß der Studententagung zurückerstattet. Für die besten Bilder werden Geldpreise vergeben. Die Jury wählt unabhängig von den Werken der Preisträger eine größere Anzahl von weiteren Bildern aus, die zum Zeitpunkt der Studententagung in einer Ausstellung öffentlich gezeigt werden.

Teilnahmeberechtigt sind alle nach dem 1. Januar 1939 geborenen bildenden Künstler Südtirols.

Einsendeschluß ist der 15. Juli 1969.

Jedes Bild muß auf der Rückseite den Namen, das Geburtsdatum, den Geburtsort und die genaue Adresse des Absenders tragen. Die Hochschülerschaft übernimmt keine Haftung für irgendwelche Beschädigungen der Bilder während des Transportes. Nach dem Einsendeschluß angekommene Einsendungen gehen ungeöffnet an den Absender zurück.

Die Einsendungen sind zu richten an:

Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft - Waltherhaus - 39100 Bozen.

2. Ausschreibung für Fotografie

Die Ausschreibung umfaßt Werke der Schwarzweiß- und Farbfotografie (getrennte Bewertung).

Jeder Teilnehmer kann bis zu vier Bilder jeder Sparte einsenden. Die eingereichten Bilder müssen eine Mindestgröße von 18 x 24 aufweisen und werden nach Abschluß der Studententagung zurückerstattet. Für die besten Aufnahmen werden Geldpreise vergeben. Sie werden anlässlich der Studententagung in einer öffentlichen Ausstellung zu sehen sein und im SKOLAST veröffentlicht werden.

Teilnahmeberechtigt sind alle nach dem 1. Januar 1939 geborenen Amateurfotografen Südtirols.

Einsendeschluß ist der 15. Juli 1969.

Jede Aufnahme muß mit Namen, Geburtsdatum, Geburtsort und Anschrift des Einsenders versehen sein. Nach dem Einsendeschluß eingereichte Einsendungen werden zurückgesandt.

Die Einsendungen sind zu richten an das

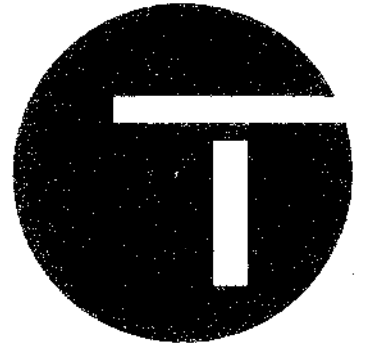
Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft - Waltherhaus - 39100 Bozen.

Mal- und Foto wettbewerb

Für die SH

Der Kulturreferent

Buchdruckerei
TYPOGRAF



Wenn Sie Druck-
oder
Buchbindereiarbeiten

modern
qualitätsmäßig
und
preisgünstig

benötigen,

wenden Sie sich bitte
an unseren
neuen und modern-
eingerichteten Betrieb

Buchdruckerei
TYPOGRAF

39100 Bozen, Museumstr. 41
Tel. 21927

PROMOTIONEN

RABANSER Stefan	Promoviert zum Doktor der Architektur an der Universität Venedig. Doktorarbeit: Sozialisierung im Städtebau Turistenzentrum an der Adria.
LUNGER Hans	Promoviert zum Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität in Wien.
MARTINER Pepi	Promoviert zum Doktor der Staatswissenschaften an der Universität S. Cuore, Mailand. Doktorarbeit: I Cristiani Democratici Tedeschi di Fronte al Problema dell'Unità Europea.
HÖLZL Hans	Promoviert zum Doktor der Handelswissenschaften an der Universität Wien.
STROBL Gertraud	Promoviert zum Doktor med. an der Universität Innsbruck.
HINTERWALDNER Claudia	Graduiert zum Dipl. Ing. der Fachrichtung Architektur an der TH Graz.
TÖTSCH Otto	Graduiert zum Dipl. Ing. Landwirtschaft an der Hochschule für Bodenkultur Wien.
AVI Helmuth	Promoviert zum Doktor der Handelswissenschaften an der Universität Florenz.
GADNER Walter	Graduiert zum Dipl. Ingenieur Architektur in Graz am 13.12.1968.
UNTERBERGER Siegfried	Graduiert zum Diplom Ingenieur in Graz am 13.12.1968.
KAPFINGER Wolfgang	Promoviert an der Universität Rom zum Dr. Ing. der Elektrotechnik (Fachrichtung Regelungstechnik)
RASS Helene	Promoviert zum Dr. Phil. an der Universität Innsbruck.
JOBSTREIBITZER Anton	Promoviert zum Doktor der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck.
PATTIS Otto	Graduiert zum Dipl. Ing. Elektrotechnik an der TH Stuttgart.
MAHLKNECHT Michael	Promoviert zum Diplom Ingenieur für Hochbau, Architektur an der Technischen Hochschule in Wien.
STAMPFER Hermann	Promoviert zum Doktor der Veterinärmedizin an der Universität in Turin.
HOFER Manfred	Promoviert zum Dr. Naturwissenschaften an der Univ. Düsseldorf.
GROSSLERCHER Hans Christoph	Promoviert zum Dr. Medizin an der Universität Innsbruck
STRIMMER Alfred	Promoviert zum Dr. Phil. an der Universität Innsbruck
TSCHIRNER Rainer	Promoviert zum Dr. Landwirtschaft an der Univ. Piacenza.
DRAHORAD Wolfgang	Promoviert zum Dr. der Agrarwiss. an der Univ. Bologna.
Dr. INNERHOFER Alois, Hochw.	Promoviert an der Univ. Mailand (Herz-Jesu-Universität) zum Dr. in Altphilologie.
PIRCHSTALLER Robert	Graduiert zum Diplom Ingenieur an der Hochschule für Bodenkultur Wien
CALLEGARI Heinz	Promoviert am 12.3.1969 in Venedig zum Dr. Wolthandel.
FRASS Florian	Promoviert in März 1969 an der TH Mailand zum Dr. Ing. Elektronik.
SEGNA Hannelore	Dipl. Innenarchitektur an der Kunstschule der Stadt Linz.
ROSSI Robert	Promoviert zum Dr. der Handelswissenschaften an der Hochschule für Welthandel Wien.
ZÖGGELE Oswald	Promoviert in Venedig zum Doktor in Architektur.

MILITÄRDIENTST

Erlaß des Staatspräsidenten vom 8.11.1967, Nr. 1323 (G.U. vom 19.1.1968, Nr. 15, Seite 1322 ff.) und Gesetz vom 8.11.1966, Nummer 1033 (Befreiung vom Militärdienst für Staatsbürger, die technische Entwicklungshilfe in unterentwickelten Ländern leisten)

Auf Grund dieses Erlasses besteht die Möglichkeit, anstelle des Militärdienstes Entwicklungshilfe in unterentwickelten Ländern zu leisten. Voraussetzung dafür ist ein gültiger Studientitel (Doktorat, Diplom, Reifezeugnis einer technischen Schule, einer Berufsschule, der Lehrerbildungsanstalt).

Der Verteidigungsminister kann jährlich nicht mehr als 100 Jugendlichen den Aufschub auf Grund des oben erwähnten Gesetzes vom 8.11.1966 gewähren. Die Militärpflicht erlischt nur dann, wenn der Jugendliche

a) für die Dauer von zwei Jahren in einem außereuropäischen Entwicklungsland ununterbrochen tätig war und

b) innerhalb 60 Tage nach Ablauf dieser 2 Jahre um die Befreiung beim Verteidigungsministerium ansucht.

(Interessenten mögen sich um weitere Auskünfte an die SH, Bozen, wenden.)

Im Rundschreiben vom 19.11.1968 berichteten wir über den neuen Erlaß des Verteidigungsministeriums Nr. 02214/UDG. Auf Grund dieses Erlasses kann ein Student, der im Ausland seine Studien abgeschlossen hat, durch den nachfolgenden Abschluß eines Arbeitsvertrages im Ausland die Militärpflicht umgehen. Er muß nur bis zur Vollendung des 30. Lebensjahres ein Arbeitsverhältnis beibehalten.

Auf Grund dieser Regelung wurden aber auch neue Bestimmungen erlassen, und zwar:

— der im Ausland studierende militärpflichtige Hochschüler muß **jedes Jahr bis spätestens 31. Dezember** ein Gesuch um Verlängerung des Aufschubes vom Militärdienst einreichen (auf Stempelpapier zu Lire 400). Diesem Gesuch ist die Inskriptionsbestätigung der Hochschule oder Universität für das laufende Studienjahr beizulegen (mit Lire 400 gestempelt)

— da im Ausland die Stempelmarken nicht erhältlich sind, kann man dem Gesuch die Summe von Lire 800 beilegen. (Studenten, die noch kein „Nulla Osta“ besitzen, müssen 12 Lire beilegen.)

Schmidhammer

**HEIZUNG
SANITÄR
KLIMA
LUFTUNG**

Bruneck Tel. (0474) 85832

Brixen Tel. (0471) 33447

Bozen Tel. (0472) 22240

MIT DEM FORTSCHRITT VORAN

DIE AUSSCHUSSMITGLIEDER DES ARBEITSJAHRES 1969

- Bologna:** Peter KÖLLENSPERGER, 39100 Bozen, Eisenkellerweg 6
40125 Bologna, c/o PUECHER, via Santo Stefano 38.
- Florenz:** Christian MEYER, 39100 Bozen, Weggensteinstraße 25.
50122 Firenze, c/o BARTALESI, via de' Servi 2.
Friedrich Paul MAIR, 50121 Firenze, via della Colonna 15
39031 Bruneck, Stadtgasse 42
- Mailand:** Nikolaus TRIBUS, 39011 Lana, Tribusplatz 2
20123 Mailand, via Panzeri 10.
- Padua:** Lorenz EGGER, 39040 Villanders/Klausen, Nr. 35
35100 Padova, Casa dello Studente A. Fusinato, via Marzolo 6.
Hansi STOCKER, 39012 Meran, Lauben 108
35100 Padova, Casa dello Studente.
Kuno SCHRAFFL, 39100 Bozen, Kornplatz 10
35100 Padua, via Fabri 8.
- Rom:** Peter PLATTER, 39050 Unterinn/Ritten, Nr. 8, Büttlerhof
00162 Rom, via Nomentana 421.
- Venedig:** Benno SIMMA, 39031 Bruneck, St. Georgen 61
30100 Venedig, S. Polo 464.
- Verona:** Walter LEZUO, 39010 Andrian, Nalserstraße 33
37100 Verona, c/o GALBIERI, via S. Vito 3.
Heimuth MAYR, 39040 Kurtatsch, A.-Hofer-Straße 5
37100 Verona, c/o CALEFFI, via Nicola Mazza 30.
- Brixen:** Alois PHSCHIEDER, 39042 Brixen, Priesterseminar.
- Graz:** Heinz BRUGGER, 39031 Bruneck, Europastraße 1
8010 Graz, Ruckerberggasse 44.
Klaus MÜLLER, 39031 Bruneck, Lamprechtsburgweg 5
9010 Graz, Zinzendorfsgasse 13/1.
Georg MAIR, 39058 Sarnthein 149
8010 Graz, Münzgrabenstraße 30/2.
- Innsbruck:** Sepp SPITALER, 39057 Eppan, Bergstraße 15
6020 Innsbruck, Innrain 64.
Gottfried EBNICHER, 39018 Terlan, Silberleitenweg 20
6020 Innsbruck, Stift Wilten.
Hans NOTHDURFTER, 39052 Brixen, Müllanderweg 12
6020 Innsbruck, Innrain 64.
Pepi ZELGER, 39049 Sterzing, Neustadt 162
6020 Innsbruck, Höttingerstraße 20/3.
Hartmuth STAFFLER, 39042 Brixen, Mitterorstraße 1
6020 Innsbruck, Museumstraße 11/II.
Konrad OBEXER, 39040 St. Peter/Villnöß, Nr. 103, Blumenheim
6020 Innsbruck, Maximilianstraße 21/1,
Hermann RAFFEINER, 39020 Tschongls Nr. 18 - Eyrs/Vinschgau
6020 Innsbruck, Stafflerstraße 13.
- Salzburg:** Gerhard MUMELTER, 39100 Bozen, Waltherplatz 3
5020 Salzburg, Am Rainberg 4, Pension Rainberg.
- Wien:** Herbert GUTWENIGER, 39100 Bozen, Talfergasse 2
1010 Wien, Börsegasse 7/7.
Roman ZANON, 39012 Meran, Sibyllastraße 11
1080 Wien, Auerspergstraße 9.
- Wien:** Paul ZANON, 39012 Meran, Sibyllastraße 11
1080 Wien, Auerspergstraße 9.
Josef MAYR, 39030 Pfälzen, Issing 80
1170 Wien, Neuwaldeggerstraße 18.
Max HALLER, 39049 Sterzing, Telfes 31
1120 Wien, Krichbaumgasse 46/17.
- Bonn:** Ulrich MATHA', 39010 Nals, Schloßweg 4
5302 Romersdorf/Bonn, Königswinterstraße 395.
- München:** Hartmuth PRÜNSTER, 39100 Bozen, Horazstraße 41
8000 München 27, c/o Stühler, Pixisstraße 11.
Wolf Jürgen BRAUN, 39012 Meran, Markthallengasse 1
8000 München 21, Agnes-Bernauer-Straße 73/3.
- Tübingen:** Isolde NOTHDURFTER, 39032 Sand in Taufers, Daimerstraße 109
74 Tübingen, Vischerstraße 4.



Hannes — der Pulli von MÄSER —, der täglich neue Freunde gewinnt.



Sanitätshaus

Ladurner
HOSPITALIA

MERAN

Freiheitsstraße 146/a
Telefon (0473) 24 4 22

Ärztemöbel

Medizinische Apparate
und Instrumente,
Sanitätsartikel,
Laboratoriumsgeräte,
Übernahme bzw. Vermittlung von
Einrichtungen aus zweiter Hand
Okkasionen
Zahlungserleichterungen



Ihr Brillen-
Fachgeschäft

A-STIMPFEL

VERSICHERUNGEN

Bozen, Sparkassestraße, 9 - Tel. 27611-21783

MERAN
Lauben 166
Tel. 31424

BRUNECK
Graben 28
Tel. 85718

beraten Sie gerne in allen Versicherungs-
fragen. Bitte verlangen Sie unser Ver-
sicherungsprogramm.

skolast

Südtiroler Hochschülerzeitschrift

Herausgeber und Verwaltung:
Südtiroler Hochschülerschaft,
39100 Bozen, Waltherhaus, Tel. 24 6 14

Redaktion: Hartmuth STAFFLER, Reinhard, VIGL
Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Dr. Hans BENEDIKTER

Druck: TYPOGRAF, 39100 Bozen, Museumstr. 41 - Tel. 21 9 27
Klischees: L. STAMPFER, 39100 Bozen, Wangergasse 22, Tel. 23 0 39
Anzeigen: Kurt LIBARDI, 39012 Meran, Romstraße 114, Tel. 30 7 88
Anzeigenpreis: die 60mmbreite Zeile L. 60

Skolast, 4—6 Hefte im Jahr Einzelpreis Lire 300
Abonnement: Italien Lire 1500
Österreich öS 70
Deutschland DM 12

Italien: Postsparkasse Konto Nr. 14/1177, Bozen
Österreich: Creditanstalt - Bankverein Innsbruck
Konto Nr. 89-64371
Deutschland: Bayrische Staatsbank, München, Konto Nr. 94-036

Die Artikel geben die Meinung der Autoren wieder.
Eintragung: Landesgericht Bozen R. St. 1/56, Erlaß vom 18. Juni
1956 - Sped. in abb. post. - Gruppo IV